

# Hippel's Lebensläufe.

~~~~~  
Erstes Buch.

Iltenburg,  
Pierer'sche Hofbuchdruckerei.  
Stephan Geibel & Co.



# Dippel's Lebensläufe.

Eine baltische Geschichte  
aus dem vorigen Jahrhundert

für die Gegenwart bearbeitet

von

Alexander von Dettingen.

Ausbeilage  
in drei Büchern.

Erstes Buch.

Im Elternhause.

~~4453~~

Leipzig,  
Duncker & Humblot.  
1878.

Alle Rechte vorbehalten.

Est. A

Tartu maakonnas Olikooni

Rajooni 100/100

8734

Dem

altbewährten Hippelfreunde

Dr. Arnold Christiani,

Generalsuperintendenten

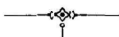
von Livland

gewidmet.

**Inhalt**  
des  
ersten Buches.

~~~~~

	Seite
Erstes Kapitel. Herkunft . . . . .	5
Zweites Kapitel. Erziehungsart . . . .	26
Drittes Kapitel. Spielgenossen . . . .	36
Viertes Kapitel. Todtfrank . . . . .	47
Fünftes Kapitel. Universitätsgedanken	68
Sechstes Kapitel. München . . . . .	85
Siebentes Kapitel. Altväterisch . . . .	108
Achtes Kapitel. Abschied . . . . .	124



# Einleitung

und

## Vorwort des Herausgebers.

---

Hundert Jahre sind verfloßen, seitdem Hippel's „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ das Licht der Welt erblickten. Das Buch hat seinerzeit großes Aufsehen erregt, wird aber heut zu Tage kaum mehr gelesen. Wenn man ein solches Werk, das nach seinem ersten Erscheinen (1778—1781) schon zwei Mal (bei Reimer in Berlin 1828 und im Göschen'schen Verlage Leipzig 1859) unverändert abgedruckt worden ist, ohne einen Wiederhall bei der großen weiten Lesewelt zu finden, nunmehr als „Jubelausgabe“ in neuer Bearbeitung und sorgfältiger Ausstattung auf den Büchermarkt zu bringen wagt, so bedarf solch ein auffallendes Verfahren eingehender Rechtfertigung.

Gleichwohl würde ich nicht Anstand nehmen, das Buch ohne motivirendes Vorwort seinen Weg gehen zu lassen. Am liebsten richtete ich an das gesammte Lesepublikum die Bitte: Kommt und seht selbst, — das heißt: leset — ohne Vorrede — und versenkt Euch in die reiche Fülle seines In-

halts. Und wollte Gott Ihr vergäset über dem Buch und seiner fesselnden Macht den Autor wie den Herausgeber! — Wie viel wahrhaft gute Lesebücher haben wir denn in unserer schönwissenschaftlichen Literatur, d. h. Bücher, die wir nicht bloß gern einmal zum Zeitvertreib und zur Anregung durchfliegen, sondern welche wir, nachdem wir sie beendet, sofort wieder von Anfang durchzulesen den Drang fühlen? So — bilde ich mir ein — dürfte es gar Manchem mit Hippel's „Lebensläufen“ gehen, wenn dieselben ihrer ästhetischen Form oder Formlosigkeit nach — nicht eben wären wie sie sind. „Die Lebensläufe“ — so äußert sich ein scharfer Kritiker der Neuzeit (Julian Schmidt, Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland II, S. 749), — „würden einer unserer gelesenen Romane sein, wenn sie nur einigermaßen componirt wären.“

Im ersten Bande seines Werkes spricht Hippel nicht ohne ein uns befremdendes Selbstgefühl die Erwartung aus, über Jahrhunderte zu Jahrtausenden hinauszustiegen; und jubelnd sagt er zu seinem Buche: „Fürchte dich nicht vor denen die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten. Auch wenn der Leib Jahrhunderte lang zerstreut und wenn's hoch kommt in die Gebeinhäuser der Dicht- und Redekunst gesammelt wird, wo man nicht kennt den Gerechten und Ungerechten — ich bin's gewiß, es kommt die Stunde, in welcher eine Posaune des Geschmacks die Barbarei wegscheucht und dieß Buch zur Auferstehung und zum Leben aufscheucht!“ —

Einer der ersten Kritiker — wahrscheinlich der scharfzüngige Merck (in Wieland's Deutschem Merkur 1779, 4, S. 286) — knüpfte an diese Aeußerung Hippel's die spöttische Bemerkung, es werde jene Posaune des Geschmacks jedenfalls Vieles in dem Buche wegblasen müssen, wenn es allgemein gefallen

solle. Dann könnte man zu demselben sprechen: „Erzürne dich nicht, liebes Buch, wenn dein Fleisch gezüchtigt und dein Leib getödtet wird; dein Geist soll erhalten werden zum Tage einer neuen Ausgabe. Und wenn dann die Posaune des reifen Geschmacks die Barbarei deiner Diction und Sprache wegscheucht und deinen gestorbenen, also von Sünden gerechtfertigten Leib zur Auferstehung und zum Leben aufscheuchen wird, — dann wirst du ein lebendiges und kräftiges Buch und einer unserer ersten Romane sein.“ —

Zu dieser „Auferstehung“ glaube ich, nachdem ich mich durch mehr als zwei Jahrzehnte hindurch in Hippel's Werk hineingelebt, ehrlich das Meinige gethan zu haben. Ob es mir gelungen, muß die Zeit und die Kritik lehren. Jedenfalls aber, wie in solch heikelen literarischen Wiedergeburtversuchen die Sachen nun einmal liegen, fühle ich als Herausgeber nicht bloß den berufenen Litterarhistorikern, sondern namentlich den altbewährten Hippelfreunden gegenüber mich verpflichtet, in Betreff der Grundsätze und Motive meiner Bearbeitung mich zu rechtfertigen. Sonst könnte man mich leicht wegen Tempelschändung oder wegen Plünderung und Raub an einem literarhistorisch bedeutamen Kunstwerk verklagen und verdammen.

Deshalb muß ich, obwohl ein Feind der langen Einleitungen, doch mit meinem alten Hippel sagen: „Ohne Vorrede laß ich's nicht. Es ist nicht gut, daß das Buch allein sei. Die Vorrede ist der erste Eingang, wo Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksgiving vorkommt, damit der Autor ein geruhiges und stilles Leben führen möge — in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.“

Indessen stelle ich es dem Leser anheim, dieses Vorwort lieber als Nachwort anzusehen und erst am Schluß zu lesen.

Er wird dann das Einzelne, was hier an literarhistorischen und humanen Urtheilen zur Verdeutlichung des Ganzen an- und auszuführen ist, vielleicht besser beurtheilen können.



Von den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie nebst Beilagen A. B. C.“ erschien der erste Band (bei Chr. Fr. Voss in Berlin) im Jahre 1778. Der vierte, welcher keineswegs den ursprünglichen Plan zu wirklichem Abschluß brachte, ward drei Jahre später (1781) herausgegeben. Des Verfassers Absicht war — „wie der Paß und Tauffchein es anzeigt“ — in „aufsteigender Linie“ zuerst den eigenen und dann (im vierten und fünften Bande) den Lebenslauf seines Vaters und Großvaters zu erzählen, — „auch Alles nach Gestalt und Gelegenheit mit unumstößlichen Urkunden zu belegen“.

Sein ganzes Vorhaben hat er nie ausgeführt, so daß nur sein eigener Lebenslauf in vier Bänden, über 2000 Seiten stark, im Druck wirklich erschienen ist.

Von vorn herein muß bemerkt werden, daß es sich hier nicht um eine geschichtlich genaue Selbstbiographie handelt, sondern nur um eine poetische Einkleidung wahrer Erlebnisse und eigener Erfahrungen, die der damals noch ungekannte und ungenannte Verfasser zu einem romanhaften Gesamtbilde verarbeitete. Schon die Anonymität, welche Hippel als hochgestellter preussischer Beamter in Königsberg bei allen seinen Schriften glaubte bewahren zu müssen, schließt den Gedanken an eine streng historische Darstellung aus. Gleichwohl ist es durchaus richtig, was der älteste Biograph Hippel's Schlichtegroll (in seinen Nekrologen von 1796 f.) bemerkt, daß „dieser originelle Denker in jede seiner Schriften den Abdruck seines eigenen Wesens niederlegte. In den Lebensläufen

gerade lebt und webt er mit den Seinigen so lebendig, als es ihm der Vorsatz unerkannt zu bleiben nur immer gestattet. Durch seine an's Herz gehende Schriften hatte er sich, schon ehe man seinen Namen wußte, viele Herzen erobert."

Während Goethe „Wahrheit und Dichtung“ aus seinem Leben wunderbar zusammenfügte, suchte bekanntlich Jean Paul — ein Geistesverwandter Hippel's — seine Selbstbiographie unter den Titel „Wahrheit aus meinem Leben“ — nicht ohne Stich und Seitenblick auf Goethe — in die Öffentlichkeit zu bringen. Bei Hippel könnte man sagen, es sei „Dichtung“ was er aus seinem Leben in dem genannten Werk dem Publikum vorführen will und zwar in der damals gangbaren autobiographischen Manier, wie sie namentlich bei den englischen Vorbildern (Sterne, Fielding zc.) sich findet. Die humoristisch-satyrischen Romane jener Zeit bewegen sich fast alle in biographischer Form. Des Helden Leben wird bis in die Wiege zurück, ja bis in die einzelnsten Umstände seiner Geburt, seiner Herkunft und seiner Erziehung hinein verfolgt. So finden wir es auch bei den meisten deutschen Romanen jener Zeit, welche in der Nachahmung Sterne's, seines „Morik“ und „Tristram Shandy“ sich gefielen und gegenwärtig meist mit Recht vergessen sind. Sie erschienen alle nicht frei von jener Nachahmungstendenz, die sich oft ängstlich an fremdländische Muster anlehnte. Klage doch Ramler (Deutsches Museum 1775 S. 144) nicht ohne Grund: vor Kurzem habe Jeder klagen wollen wie Young, jetzt wolle Jeder scherzen wie Sterne. In Sterne's Manier ward oft „nur der Freipaß gesehen für Carrikatur und trockene Lehrhaftigkeit“ (Hettner).

Wie hingegen bei Goethe's Werther, der (1774) in demselben Jahrzehnt mit den Hippel'schen „Lebensläufen“ erschien,

so ist auch in diesem letzteren Roman nichts von Nachtreterei zu spüren. Allerdings hatte auch Hippel sich Männer wie Swift und Sterne zum Muster genommen. „Allein seine deutsche Natur bricht mit unwiderstehlicher Macht durch die Nachahmung hindurch. Sein Gefühl ist unendlich tiefer als das seiner englischen Vorbilder“ (W. Menzel, Deutsche Dichtung III, S. 30 ff.).

„Wer von den Herren Recensenten sich auf's Würdigen versteht“ — so äußert sich der Verfasser der „Lebensläufe“ in seiner Einleitung selbst — „wird dieses Werk schwerlich für Contrebande oder auswärtiges Gut, sondern für das was es ist — für deutsche Fabrike halten: hiesige Wolle, hiesiger Stuhl, hiesige Zeichnung, Alles hiesig! Die Herren Recensenten aber scheinen nicht von hier zu sein und sich auf Blick und Griff, Auge und Hand nicht verlassen zu können.“

Man sieht, Hippel ist durch den Recensentenunfug verstimmt, der allüberall „Shandismus“ witterte. So hieß es im Deutschen Merkur (1778) beim Erscheinen des ersten Bandes der „Lebensläufe“: „Das Werk ist ganz im Tristram'schen Geschmack, d. h. es ist immer für die Unterhaltung des Lesers geforgt und Alles der lebenden Conversation nahe gebracht. Unter dem Anschein von Radotage sind die herrlichsten Wahrheiten gesagt. Die feinsten Züge der Natur im Vorbeigehen abgestohlen; eine Zusammenfassung von Verhältnissen gewagt, die gewiß nicht gemein ist . . . Der Shandismus der Personen ist aber auf kurischem Boden gewachsen und wird beinahe immer aus einer unverstiegbaren Quelle geschöpft.“

Meist wählte man in der damaligen Zeit den Stoff der humoristischen Romane aus fernliegenden Gebieten. Merck beschwert sich (D. Merkur I, S. 48) darüber, daß „die deut-

schen Romane entweder ausländisch oder utopisch“ seien. Ich erinnere an Wieland's „Agathon“, an Wilh. Heinse's „Ardinghello und die glückseligen Inseln“, an Meißner's „Alcibiades“ (1780) u. A. m. Hippel hingegen läßt Alles aus heimathlich deutschem Boden erwachsen und braucht die baltischen, ihm nachbarlich naheliegenden Verhältnisse nur als Colorit oder Einrahmung für seine eigensten Erfahrungen und Erlebnisse. Mit vollem Recht hat man seine „Lebensläufe“ als „ein deutsches Hausbuch“ gerühmt „voll herzerquickender Treue und Kernhaftigkeit der Gesinnung, wie sie heut zu Tage fast aus der Welt entschwunden ist“.

So heißt es bei einem zeitgenössischen Kritiker (vergl. Allg. Lit. Zeitung 1791 Nr. 46): „Die Lebensläufe gelten bei jedem Manne von Kopf und Herz für ein Meisterwerk Deutschlands und des jetzigen Zeitalters.“ Schlichtegroll in seinem sonst kritisch scharfen Nekrolog (a. a. O. 1797 S. 305) referirt, daß „die Lebensläufe mit einem wahren Enthusiasmus aufgenommen worden seien, so daß die dankbaren Leser eifrigst aber vergeblich nach dem Verfasser geforscht hätten“. — Viele zerbrachen sich den Kopf, wer das Buch möge geschrieben haben. Lessing vermuthete (17. Juni 1779) auf Leisewitz.

Interessant ist es, wie unter den großen Zeitgenossen Hippel's sich Hamann und Herder für das Buch auf's Lebhafteste begeistern und Muthmaßungen über den Verfasser anstellen, obwohl sie Beide — namentlich Hamann in Königsberg — als Hippel's nahe Freunde es hätten wissen können. Schon sein Buch „Ueber die Ehe“ (1774) hatte Hamann innerlichst bewegt und ihn zu seinem „Versuch einer Sibylle über die Ehe“ (1775) veranlaßt. Im Jahre 1778 den 25. November schreibt er an Herder: „Der Verfasser der Ehe hat sich mit ganz neuen Lebensläufen hervor-

gethan . . . Ich glaube, daß Sie auch Geschmack daran werden gefunden haben. Neugierig bin ich ob Kriegsath Scheffner — (auch ein naher Freund Hamann's und Hippel's) — oder Kriminalrath Hippel der Verfasser ist. Hippel ist gewohnt mit seiner Autorschaft sehr geheimnißvoll zu thun.“ (Hamann Bd. V, S. 292.)

Bald darauf (1779 Bd. VII, S. 67) schreibt Hamann abermals: „Kant, den ich wieder zu besuchen anfangte, findet in den Lebensläufen lauter Winke aus seinen Vorlesungen . . . Auf den zweiten Theil bin ich sehr neugierig.“ — Herder antwortet (Mai 1779): „Der zweite Theil der Lebensläufe ist erschienen und hat mich noch zehnmal begieriger gemacht auf den Verfasser. Nur Hippel ist's nicht, ist's nicht! Mir geschähe eine Wohlthat, wenn ich den Autor kennen lernte.“ — Es war das in demselben Jahr, als Herder (1778) mit seinen „Volksliedern“ auch Stücke der aus dem baltischen Boden gesprossenen estnischen Poesie veröffentlicht hatte. Mußte nicht Herder schon wegen der ihm persönlich bekannten ostsee-provinziellen Verhältnisse ein Interesse für das Buch haben, Herder der selbst in Riga 1768—70 seine „Kritischen Wälder“ herausgegeben und ein Jahr vor Hippel's „Lebensläufen“ (1777 in der Abhandlung über die Aehnlichkeit der englischen und deutschen Dichtkunst) darüber klagte, daß unsere vaterländische Dichtung „ein Wiederhall geworden sei vom Schilf des Jordan, des Tiber, der Themse und Seine“. Daher seine Freude über Hippel's echt deutsches Product!

Noch in demselben Jahr (1779) schreibt Hamann an Herder (Bd. VI, S. 66): „Der Verfasser der Lebensläufe ist in Ansehung des Autorwesens ein Original. Er sieht es als einen Hochverrath an, ihn in Verdacht zu haben, daß er Autor ist oder darauf Ansprüche macht.“ Ja Hippel hatte durch seine „feierliche und treuherzige Versicherung“ nicht Autor zu sein,

Scheffner sowohl als Hamann geradezu „geißt“. Hippel suchte sogar — was er im Hinblick auf die im Buch so eingehend geschilderten kurischen Verhältnisse mit einiger Wahrscheinlichkeit thun konnte — die Autorschaft von sich auf einen Major Trotha von Treyden, einen Kurländer den er in Königsberg kennen gelernt — zu leiten (vgl. Lit. Nachr. von Preußen 1781, I. S. 237).

Andere bezeichneten (vgl. Flemming's Art. in der Hamb. pol. Ztg. 1796) Kant als den Verfasser. Insbesondere erinnerten viele geistreich-originelle Stellen an die Kant'sche Kritik der reinen Vernunft, welche bekanntlich erst 1781 erschien. Man machte sogar dem Verfasser der Lebensläufe hier und da den Vorwurf des Plagiats. Daher fühlte sich Kant selbst, der Hippel nahe stand, veranlaßt in der Allg. Lit. Ztg. (1797, 2. S. 16) nach Hippel's Tode, als dessen Autorschaft bekannt geworden war, folgende Erklärung abzugeben: „Mein Freund Hippel, der sich nie mit Philosophie sonderlich (berufsmäßig) befaßt hat, konnte jene von meinen Vorlesungen ihm in die Hände gekommene Materialien gleichsam zur Würze seiner Gerichte für den Gaumen seiner Leser brauchen, ohne diesen Rechenschaft zu geben, ob sie — (diese Gewürze) — aus des Nachbars Garten oder aus Indien oder aus seinem eigenen genommen wären. Daraus ist auch erklärlich, wie dieser mein vertrauter Freund in unserem engen Umgange doch über seine Schriftstellerei nie ein Wort fallen lassen.“ —

Warum war denn Hippel so zurückhaltend mit seiner Autorschaft? Er gab selbst anonym er Weise in der Allg. Lit. Ztg. (1792 Ins. Bl. Stck. 31. 50. 76) eine Erklärung in Betreff des „vielgerühmten Buches“ ab, von dessen Gebrechen Niemand mehr als sein „unverblendeter Vater“ überzeugt sein könne. Er bittet sodann um „Duldung in Sachen

der Preß- und Schreibfreiheit“. Da der Verfasser durch seine „Lebensläufe“ Niemand wissentlich beleidigt, ja alle Personalitäten vermieden habe, warum solle er gezwungen sein, sich zu nennen. „Ein Schriftsteller, der in unzertrennlichen Amtsverbindungen mit nicht gleich denkenden Menschen steht, hat zur Vermeidung unzähliger Mißverständnisse auf das Recht anonymisch zu bleiben, begründete Ansprüche.“

Den inneren Beweggrund für die Anonymität spricht Hippel selbst an einer schönen Stelle seiner „Lebensläufe“ aus, die ich — da sie in der „Jubelausgabe“ fehlt — wörtlich hersehe: „Der Meister, wenn er ein ehrlicher Kerl ist, drückt seinem Werke nicht ohne Schamröthe seinen Namen ein. Darum sollten große Künstler nur Gott die Ehre geben und ihrem Obermeister ihre Arbeit weihen und zueignen . . . Des Künstlers Verdienst ist gleichsam nur der Kunstgriff d. h. der Griff nach einem guten Stoff zu seiner Arbeit, nach einem guten Reißbrett in der Werkstube Gottes, nach guten Mustern, die ihm die Natur darreicht“ . . . Die ganze Natur galt Hippel als das Kunstwerk des höchsten, des einzigen Autors. „Das Wort ward Fleisch — ein gewaltiger Gedanke! Gott sprach, hauchte aus — und es ward! So ist Gott auch — Schriftsteller geworden. — Es ist viel von Gottes Wort zu sagen — ein tiefer, tiefer Ausdruck!“ —

Wenn ein Buch trotz seiner Anonymität soviel rumorte und die verschiedensten Bildungskreise in Bewegung setzte, so muß ihm auch eine sonderliche Bedeutung zugestanden werden. Die Geburtswehen jener großen Zeit, die wir als Sturm- und Drangperiode zu bezeichnen gewohnt sind, lassen sich auch an diesem Product allüberall spüren. Freilich sehr anders und nicht so gewaltig wie bei den sogenannten „Kraftgenies“ jener Zeit. Diese als wahre Heroen des Geistes

überwanden oder überbrückten mehr oder weniger die klaffenden Gegensätze und suchten durch schöpferisch poetische Macht in klassischer Schönheit die wogende Unruhe entgegengesetzter Geistesströmungen in das ihnen bestimmte Bette zu fassen. Der Faust, dessen Geburtsstunde auch in jene großen siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt, ist des ein gewaltiges Zeugniß.

Aber auch Goethe, wie die meisten Stürmer und Dränger, leidet zugleich unter dem unaufgelösten Zwiespalt jener Zeit. Wir finden auch bei ihm jenes unruhig Wogende, jenes Prometheus-Titanenhafte, welches im Faust vergeblich nach abgeschlossener ästhetischer Gestalt ringt und im Werther als selbstqualerisch brütender Weltschmerz zu Tage tritt. Der Widerspruch in und mit sich selbst ist die Signatur der ganzen Zeit. Das alte Thema von dem Kampf zwischen Glauben und Unglauben, von dem Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit spielt in allen möglichen Variationen. Ein Kraftmensch wie Lessing verzehrt sich zugleich in vernichtender Kritik. Hamann, der Freund Hippel's, erscheint als der in sich fragmentarisch zerrissene Magus des Nordens, den der Deutsche Merkur (1774) als Vater der Stürmer und Dränger proclamierte. Ein Philosoph wie Jacobi, welcher unserm Hippel einen wahren Liebesbrief wegen seiner „Lebensläufe“ schrieb, zerquälte sich in dem Bewußtsein, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, mit dem ganzen Kopfe ein Heide zu sein. Die zwei Wasser, die unaufhörlich ihn bald hoben bald versenkten, aber nie gleichmäßig ihn zu tragen vermochten, haben noch hundert andere geniale Menschen damals an den Rand der Verzweiflung gebracht. Die gewaltige Philosophie des „Zermalnenden“ — wie Moses Mendelssohn den trockenen und doch alle Welt aufregenden Königsberger Philosophen nannte — die „Kritik“ des großen Kant schien

alle Begeisterung zu vernichten und erbaute sich doch einen Idealismus, der einen Schiller fortreißen konnte. Rein kritische, Alles auflösende Vernunft und praktisch-religiöse, Alles wieder aufbauende Vernunft, zersetzender Verstand und religiöse Begeisterung, von der Einen Seite der rein praktische Realismus mit steter Betonung der „Anzbarkeit“ — und doch von der anderen Seite ein selten schwunghafter Idealismus, der den Himmel zu stürmen unternahm, — das war die Doppelphyysiognomie jener merkwürdigen Zeit.

Aus dem Aufbrausen jenes Gegensatzes der negativen Philosophie und des positiven Enthusiasmus — was konnte da bei geistvollen aber ihrer selbst nicht in vollem Sinne mächtigen Personen anders geboren werden als der Humor? In der leichteren autobiographischen, brieflichen, halb philosophischen Roman- und Memoirenform lagerte sich alles mögliche ab, was die Zeit bewegte und worüber sie Herr zu werden nicht vermochte. Weltschmerz und Weltscherz mischten sich in oft unheimlicher, dämonischer Weise; und der über diesen Gegensätzen sich bewegende, tändelnde, den Schmerz selbst wegscherzende Humor ist daher vielfach als eine „Vertuschung“ der in ihm vorhandenen tragischen Widersprüche bezeichnet worden. Aber ohne Humor — wer will das Elend und die Schmerzen solcher Zeiten überdauern? Wie feuchter Nebel (humor) steigt er aus der unklaren Zeitatmosphäre auf. Und manch fruchtbringendes Element lagert sich wieder als Niederschlag aus jenen Humornebeln auf dem Boden der Zeit ab; oder diese selbst verklären sich regenbogenfarbig, wo sie von der Sonne einer höheren, idealen Weltansicht durchleuchtet werden. Auch mischt sich immer in den Scherz der Humoristen ein Zug tiefer Wehmuth. Der wahre Humor fließt — wie bei Hamlet so auch bei vielen unserer deutschen Humoristen — aus den Wunden des Herzens.

Er nähert sich oft jener Empfindsamkeit, bei welcher das Weinen und das Lachen sich den Rang streitig machen. „Schriftsteller“ — so sagte unser Hippel und so könnten wir z. B. von Fritz Reuter's „Stromtid“ sagen — „Schriftsteller, welche Thränen mit dem Lachen kämpfen lassen, so daß keines die Oberherrschaft behält, treffen das Leben eines Weisen.“

In jener Zeit war es daher natürlich, daß neben Shakespeare, der alle Kraftgenies begeisterte, die englischen Humoristen in der deutschen Literatur so freudige Aufnahme fanden, nachdem sie durch einen Uebersetzer wie Bode eine in der That treffliche deutsche Form gewonnen. Bald regnete es auch in Deutschland humoristisch-empfindsame Romane. Lessing klagte noch über mangelnde Production in dieser Hinsicht. Seit dem Anfang der siebenziger Jahre tritt hingegen eine so maßlose Ueberfluthung ein, daß die Allgm. Deutsche Bibl. (Bd. 21 St. 1 S. 190) die Zahl derselben in den Jahren 1773—1796 auf über 6000 berechnet! Alles mögliche „Wissenswürdige“ und „Gemeinnützige“ wurde in diese dickbauchigen Schiffe geladen, die den breiten, oft schmutzigen Strom der mittelschlägtigen Bildung flott durchsegelten und gegenwärtig vollkommen vergessen sind. Charakteristisch für diese ganze Gruppe ist, daß sie „Meinungen schrieben statt Leben“ (Merck) und daß bei ihrer „pragmatisch lehrhaften Tendenz“ eine trübe Mischung zwischen historischer Darstellung und wissenschaftlichem Vortrag ohne alles Ebenmaß der Form sich geltend machte.

Unverkennbar ragen die großen romanhaften Leistungen Goethe's, soweit sie ebenfalls jener Periode angehören, — ein Werther, Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften — hoch über das Niveau all dieser Tagesliteratur hinaus. Die edle vollendete Plastik der Sprache, die Tiefe der Gedanken und die scharfe Charakteristik der Personen ist es nicht allein,

was sie auszeichnet. Sie sind in ganz besonderem Sinne Zeichen der geistbewegten Zeit und Spiegelbilder auch der krankhaften Elemente des damaligen Gesellschaftslebens, wie das namentlich zuerst Leo in Bezug auf die Wahlverwandtschaften so schlagend nachgewiesen hat. Jedenfalls aber kennzeichnet sich auch in diesen Producten Goethe als „ein Sohn seiner Zeit“. Ja man hat nicht ohne Grund selbst seinen Wilhelm Meister mit Hippel's „Lebensläufen“ verglichen und die Meinung ausgesprochen, daß Hippel viel tiefer greife als der in seine ästhetische Selbstbeschaulichkeit versunkene Goethe. Was Th. Mundt in dieser Beziehung (vgl. seine „Krit. Wälder“ 1833 S. 251) sagt, ist wohl etwas übertrieben, erscheint aber doch nicht ganz unberechtigt: „Wenn man sonst Wilhelm Meister's Lehrjahre vorzugsweise als den deutschen Roman der Lebensweisheit zu betrachten pflegt, so kann er sich in dieser Hinsicht mit den tief sinnigen Lebensläufen nicht messen.“ So gesteht auch Julian Schmidt (a. a. O. S. 747): „Alle romanhaften Versuche jener Zeit wipfeln in dem Hippel'schen Hauptwerke.“ —

Von allen Seiten werden wir also zu der Frage gedrängt: was ist denn das Große, das Unvergängliche und Fesselnde in diesem merkwürdigen Buche? Inwiefern hat es eine dauernde culturgeschichtliche und literarhistorische, sociale und ästhetische Bedeutung? —

Vor Allem ist es der tief religiöse Zug, die echte ungeschminkte christliche Frömmigkeit die sich in demselben, namentlich in den Hauptpersonen seiner Geschichte ausprägt. Wie selten fand sich damals, wie selten findet man heut zu Tage ein Buch in belletristischer Form, welches das Christenthum nicht etwa breit, lehrhaft anpreist oder mit missionirender Tendenz und mystischer Ueberschwänglichkeit dem Leser an's

Herz legt, sondern fernhaft und schlicht, menschlich wahr und lebensvoll zum Ausdruck bringt? Meist drängt sich bei den sogenannten christlich frommen Büchern auf ästhetischem Gebiete dem unbefangenen Leser das Gefühl auf, daß etwas Gemachtes daran haftet. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Bei Hippel ist es die aus dem Leben gegriffene Wahrheit der christlich durchdrungenen Charaktere, welche fesselt, ja unwillkürlich ergreift und fortreißt. In dem kurischen Pastor, in der Pastorin, in dem Herrn v. G. schildert der Verfasser nicht bloß Typen, sondern wirkliche, wenn auch dichterisch idealisirte Personen aus seinem Leben mit durchaus eigenartiger Physiognomie. Welch eine tiefe Mystik der Religion der Liebe prägt sich endlich in „Minchen“ und am Schluß des Ganzen in „Lorchen“ aus? Müßten wir es nicht staunend bewundern, daß in einer Zeit, wo der kritische Zahn des Rationalismus selbst die Pfahlwurzel des Christenthums angenagt hatte, und jene Sonne der Aufklärung alle Wolken des Mysteries zerstreut zu haben schien, ein solches Geistesproduct voll tiefer, gesund lutherischer Glaubensinnigkeit zu Tage gefördert werden konnte? „für lange Zeit“ — sagt Gelzer in seiner deutschen Nat.-Literatur — „wird Hippel eine bedeutende Stelle unter den geistigen Arbeitern einnehmen, die dem Ruf der Reformation getreu das Christenthum aus den Klostermauern versteifter Gewohnheitsformen in das Heiligthum des Herzens, in die Freiheit und den Ernst des wirklichen Lebens hinüberzuleiten strebten.“

Fällt doch die erste Erscheinung der „Lebensläufe“ in dasselbe Jahr, wo eben die „Wolkenbüttler Fragmente“ durch Lessing herausgegeben worden waren und wo Bahrdt's „Glaubensbekenntniß“ alle tieferen Gemüther und sogar Semler, den Vater des Rationalismus, mit Abscheu erfüllte. Ist es doch das Jahr 1778, in welchem Rousseau und Voltaire ihr

geistiges Sichtung- und Zerstörungswerk zum Abschluß brachten. Beide sind vor grade hundert Jahren gestorben, als die „Lebensläufe“ geboren wurden, sowie Lessing's Tod (1781) mit der Vollendung des Hippel'schen Buches zusammenfällt.

Freilich wissen wir auch von Männern wie Hamann und Claudius, Jung-Stilling und Lavater u. A., welche für den tieferen Ernst der Religiosität eintraten. Aber in einer Zeit, wo die gesammte Atmosphäre geschwängert war von der die Revolution ankündigenden Gewitterschwüle, wo die Luft erfüllt erschien von den Sturmvögeln einer alles Alte und Hergebrachte pietätlos umwerfenden Negation, bleibt solch eine tief innige und wahre Frömmigkeit ein erquickliches Zeichen der guten alten Zeit. Das ist es ja, was uns im Wandsbecker Boten, dessen zweiter Theil von 1778 ab erschien, so wohlthuend berührt. Nicht mit Unrecht wird im Deutschen Merkur vom Verfasser der „Lebensläufe“ gesagt, er scheine nicht bloß „ein wahrhaftiger Abkömmling Horik's, sondern ein leibhaftiger Vetter von Freund Asmus“ zu sein.

Wie schön zeigt sich auch das poetisch christliche Element in den alten herrlichen Kernliedern, die Hippel so markig und unverfälscht — ohne je seine eigenen gefühligen Gesangbuchdichtungen vorzudrängen oder auch nur je zu citiren — der prächtigen Pastorin, jener fröhlich-frommen, humoristisch-ernsten „Originalchristin“ in den Mund legt!

Und doch erscheint auch in religiöser Hinsicht Hippel nicht ohne Fühlung mit seiner Zeit. Er vermochte sich dem Einfluß der kritischen Periode nicht so ganz wie etwa Claudius und Lavater — jeder in seiner Art — zu entziehen. Mystik und Rationalismus, positives Christenthum und Kantische Skepsis, frommes Lutherthum und eine harmlose Begeisterung für den heiligen „Johann Jacob“ — wie Hippel Jean Jacques Rousseau nennt — gehen bei ihm wie bei so vielen Koryphäen

seiner Zeit Hand in Hand. Daher läßt er auch in den „Lebensläufen“ (besonders im Pastor und dem kurischen Edelmann Herr v. G.) beide Standpunkte, den christlichen und den deistischen nach den Grundsätzen der Toleranz neben einander oder mit einander ringend zu Tage treten. Jeder ehrliche Heide und ringende Zweifler flößt Hippel Respect ein. Nur über Voltaire, der ihm durchaus zuwider war, treibt er sein Gespötte, tröstet sich jedoch damit, daß derselbe „daran nicht könne gestorben sein, da er den ersten Theil der Lebensläufe kaum werde gelesen haben“. Aber Rousseau erscheint ihm fast wie „ein echter Jünger Christi“ — und Kant als die „wirkliche Spektabilität unter den Philosophen“. Hippel trägt auch unverkennbar etwas vom damaligen Tölpel des Moralismus, des Tugendbewußtseins an sich. Nur sucht er im Gegensatz zu vielen Rationalisten jener Zeit die Moral stets aus der rein persönlichen in die Gemeinschafts-Sphäre hinüberzuziehen. Durch den Versuch, „die Religion unter dem Gesichtspunkt des Reiches Gottes in sociale Ethik umzuwandeln,“ ist er ein Vorläufer der neuesten Zeitbestrebungen geworden, wie Gelzer (a. a. O.) mit Recht hervorhebt. —

Besonders erquicklich ist es, daß in den „Lebensläufen“ die ernste und kernhafte Frömmigkeit Hand in Hand geht mit gesundem Humor und sprudelndem Geistreichtum. Und Beides, obwohl hier und da zu stark aufgetragen, erscheint doch nicht als zufällig herbeigebrachte „Würze“ — wie Kant sagte — sondern ergibt sich meist aus den lebendig geschilderten Situationen. Darin unterscheidet sich Hippel wohlthwendig von dem ihm sonst nahestehenden Jean Paul, den er zwar als seinen „geistigen Sohn und Bruder“ anerkannte, dessen „verfehlte Härten“ er aber doch schmerzlich empfand. In der abrupten Weise der Einmischung des Fremdartigen,

nicht Hineingehörenden, in der Verquickung von Gelehrsamkeit und Aesthetik, von Empfindsamkeit und Humor, von religiöser Mystik und entschiedener Skepsis kann man beide als Geistesverwandte bezeichnen. Nur daß Alles, was bei Hippel Natur, oft barocke und ungeschulte Natur ist, bei Jean Paul zur Manier wird und in raffinierte Gesuchtheit ausartet. Dazu kommt, daß gerade das epische Moment in Hippel's Hauptwerk ihn weit über Jean Paul erhebt. Die Plastik der Erzählung und die scharfe Charakteristik der Personen ist mitunter bewunderungswürdig. Th. Mundt's Behauptung, Hippel fehle „das plastische Darstellungstalent in Hinsicht der Figurenzeichnung“, gilt nur für seine späteren Werke, namentlich „die Kreuz- und Querzüge des Ritters A—J.“ In den „Lebensläufen“ haben seine Gestalten volle Körperlichkeit. Man glaubt nicht bloß an ihr Fleisch und Blut, man meint sie mit Händen zu greifen. Selbst ein so scharfer Kritiker wie Julian Schmidt gesteht zu (a. a. O. II. S. 750): „Die ersten Theile in Hippel's Lebensläufen sind ausgezeichnet: durchaus starke Striche, grelle Farben, eine große Fülle des Gemüths und neben allem Humor eine Farbe von tiefer Wehmuth, die etwas Fascinirendes hat.“ Man meint in der That, mit seinen Personen in derartige Bekanntschaft zu treten, daß sie ein Stück des eigenen Lebens werden. Man kann es sich kaum vorstellen, daß sie und ihre Erlebnisse dichterische Erfindung wären. „Der hat es weit gebracht, der Menschen lesen kann,“ sagt Hippel selbst. Er war ein großartiger Menschenleser.

Daher ist sein Buch auch in pädagogischer und culturgeschichtlicher Hinsicht von so hoher Bedeutung. Vergessen wir nicht, es war damals die Zeit, da Lessing durch seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ die allgemeine Theilnahme wachgerufen, die Zeit, da das Erziehungsproblem

seit Rousseau's „Emile“ überhaupt als eine brennende Frage in aller Welt Munde war. Basedow hatte im Philanthropin (1774) sein pädagogisches „Methodenbuch für Völker und Menschen“ (1771) praktisch verwirklichen wollen. Kant hatte 1777 in der Königsberger Zeitung das Dessauer Philanthropin aus allen Registern gelobt und gepriesen. Die Popularphilosophie sah die nationale Erziehung der Jugend als eine Hauptaufgabe an. Angeregt von solchen in der Luft schwebenden Gedanken hatte der unglückliche Freund Goethe's, der Livländer R. Lenz, 1773 seinen „Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung“ auf die Bühne zu bringen gesucht. In dieser Tendenz schrieb Engel nicht bloß seinen „Lorenz Stark“, sondern seinen „Philosophen für die Welt“ 1777. In dieser Absicht hat endlich Pestalozzi, der große Volkserzieher, zu zeigen gesucht (1781) „wie Gertrud ihre Kinder lehrte“. Hippel läßt namentlich in der Schilderung der eigenen Jugenderziehung die schönsten und erhabensten Grundsätze durchblicken. Der kurische Pastor ist ein rechtschaffenes Ideal christlicher Pädagogik, unsäglich viel tiefer als all' die moralisirenden Pädagogen jener Zeit. Seine Differenzen, ja Collisionen gegenüber seiner Frau, der Pastorin, geben Anlaß zu geistvoller Discussion über Elementarschulen und Hochschulen, über Methodenlehre und Aufgabe der Wissenschaft, über Bildung des Verstandes und des Charakters (vgl. Jubelausg. Buch I, Cap. 2 ff.).

Und Alles dieses ruht bei Hippel auf echt nationalem Boden. Auch in politischer Hinsicht prägt sich bei ihm der tiefgreifende innere Widerspruch jener Zeit ab. Begeisterung für die Monarchie einerseits, Verherrlichung der republikanischen Freiheit andererseits finden hier gleicherweise Raum. Der Vater des Helden in den „Lebensläufen“ ist ein Monarchenfreund und schwärmt wie Hippel für Friedrich den Großen.

Der kurlische Edelmann Herr v. G. ist ein kernhafter Repräsentant des freiheitlichen Staates und nicht ohne radikale Tendenzen. Hippel begeistert sich für die damalige gewaltige Beherrscherin des großen slavischen Reiches. Katharina II. und Friedrich II. sind ihm die genialen Vertreter der gottgewollten Weltmonarchie. Er ist durchdrungen davon, daß es etwas geradezu Colossales wäre, wenn die Beiden ein Paar geworden. „Welt, was meinst du?“ — ruft er aus: — „es hätten Enakskinder, Geistesriesen im politischen Sinne sein müssen, die aus solcher Ehe erzeugt und geboren worden wären!“ — Und doch schwärmt er für den Verfasser des „Contrat social“ und ahnt schon die heranbrandenden Wogen des Revolutionsmeeres, ohne zu verkennen, daß man ihnen einen Damm setzen müsse, wenn nicht Alles von ihrem Schmutz soll überfluthet und verschlammt werden.

Merkwürdig und gewiß nicht zufällig ist es endlich, daß Hippel den Schauplatz seiner Geschichte und auch der meisten politischen Gespräche auf baltischen Boden verpflanzt. In dem baltischen Gesellschaftsleben machte sich gerade damals neben scharf ausgeprägter Physiognomie der Personen und Charaktere ein Deutschthum geltend, das mit der Barbarei des dortigen Volksthums in merkwürdigem Wettstreit stand. Mit Beziehung auf diese Partien der „Lebensläufe“ sagt W. Menzel (Deutsche Dichtung III, S. 39 f.): „Wir vergessen hierbei fast die Capricen des Hippel'schen Humors und hören immer nur den durch Alles hindurch klingenden süßen, tiefen Klageton. Hippel drückt, ohne es vielleicht zu wissen, den Schmerz eines unterdrückten Volkes aus. Wenn man diese Idylle am Ostseeufer sieht, glaubt man zuweilen, man höre den Wind an einem dunklen Novembertage über die Stoppelfelder Kurlands dahinziehen . . . Der Hintergrund all' feines Witzes bleibt immer die Melancholie jenes nor-

dischen Strandes und seines armen, damals so gedrückten Volkes. Das gastliche Haus des kurischen Edelmannes, die idyllische Wohnung des Pastors, mit welchem sich die ganze deutsche Bildung an jenem Nordstrande angesiedelt, können uns vergessen machen wo wir sind. Immer aber verräth es sich wieder, — immer blickt die bleiche Hörigkeit mit flehender Stimme zur halbgeöffneten Thüre herein. Solche Oekonomie der Klage ergreift die Seele des Lesers unendlich tiefer als jener pathetische Bombast, in dem sich so Viele gefallen. Deshalb gehört gerade die Geschichte des lebenswürdigen, vom kurischen Edelmann bis zum Tode verfolgten Mädchens in diesem Buche zu dem Rührendsten, was je geschrieben worden.“ —

Uns baltischen Lesern muß es von besonderem Interesse sein, an Hippel zu beobachten, wie damals unsere Provinzen in lebendiger Fühlung standen mit dem Herz- und Puls- schlage deutschen geistigen Lebens und Ringens. Ist es doch die Zeit, da Männer wie Schoultz-Mscheraden und Merkel ihre Befreiungstendenzen praktisch und literarisch zum Ausdruck brachten. Fühlen wir uns doch gehoben durch den Gedanken, daß Kant's erste Werke bei Hartknoch in Riga gedruckt wurden. Erscheint es uns doch providentiell bedeutsam, daß drei so bedeutende Männer der Sturm- und Drangperiode wie Hamann, Herder und Hippel mit der Geschichte unserer Lande verwachsen sind. Trug sich doch Herder gerade in jenen Tagen (1770) mit dem „hoch- fliegenden Gedanken, dereinst als erfahrener und wagender Staatsmann der rettende Genius Livlands zu werden und das, was der große Montesquien über den Geist der Gesetze so tief gedacht, auf den Geist der Nationalerziehung dieser kleinen friedlichen Provinz anzuwenden“ (Hettner). — —



Warum ist denn das bedeutsame Buch, das auch von der baltischen Geistesbewegung so lebendiges Zeugniß giebt, bei uns so wenig gekannt? Warum liest es im Grunde kein Mensch mehr? Auch in Deutschland wissen kaum einige Auserwählte davon. Und doch erkennen die Literaturhistoriker von Fach — mit Ausnahme des gegen Hippel geradezu verbitterten Gerwinus — allesammt die hohe Bedeutung desselben an. Ja selbst Gerwinus gesteht zu, daß „die Geschichte Minens in den L. zu dem Unziehendsten gehört, was in Norik's Geschmack je geschrieben worden ist“, daß sie „trefflich erzählt sei und mehr zu lesen gebe als geschrieben steht“. Wie kommt es überhaupt, daß ein Buch, welches in lebhaft erzählender Form frischen Humor und tiefen Ernst, Culturgeschichte und Politik, Ideales und Reales, Kosmopolitische und echt deutsche Interessen in sich vereinigt, nicht allseits dankbare und lernbegierige Leser findet? Ist es denn wirklich nur Illusion, kleinliche Einbildung und Selbstbespiegelung gewesen, wenn H. im Hinblick darauf, daß er „in diesem Buche Vater und Mutter — man könnte auch sagen Vaterland und Muttersprache — so hoch geehret“, zuversichtlich ausspricht, daß es demselben wohlgerhehen und es lange leben werde auf Erden? „Ich werde nicht sterben, sondern leben bleiben“ — ruft er aus. „Und selbst wenn das Buch gekreuzigt wird, so wird es doch auferstehen.“

Der Schlüssel für dieses Räthsel: — daß etwas so Gediegenes und Hochinteressantes wirklich für das große Publicum verloren zu gehen droht — liegt in der Form oder sage ich lieber in der rücksichtslosen Uniform des Buches, in der fast monströsen Nonchalance des Verfassers gegenüber seinen Lesern.

Der alte Raumer, mein seliger Schwiegervater, der Verfasser der Geschichte der Pädagogik, welcher selbst aus der

Schule Pestalozzi's sich zu christlich-vertiefter Lebensanschauung und ästhetischem Geschmaç hindurchgerungen, — jener mir unvergeßliche theure Mann, der mich vor nunmehr 27 Jahren zuerst für Hippelstudien begeisterte — pflegte von den „Lebensläufen“ zu sagen, sie kämen ihm vor wie ein herrlicher Urwald, in welchem Jedem, der sich hineinwagt, um seinen köstlichen Duft einzuathmen, thaugetränkte Blüten- und dürre Dornzweige abwechselnd in's Gesicht schlägen. Es hat eine Wahrheit, was Hippel selbst in Betreff seines Buches sagt: es sei kein Kunst-, sondern ein Naturstück; wie Wildniß, Berg und Thal — so „vortrefflich unordentlich“ sei seine Rede. Man müsse nur den Muth haben, im dicken Walde die heiligen Schauer zu empfinden; — sonst werde man „ganze Bogen dieses Buches unausstehlich finden. „Wer aber jenes Gefühl kennt, mit dem gehe ich zusammen.“ — Alles gut, lieber Hippel! Aber du kannst nicht Jedem zumuthen, sich durch solchen Urwald selbst Bahn zu brechen, um die schönen lichten Partien zu finden und zu bewundern. Du kannst es selbst nicht bergen, daß mancher „Redliche“ fürchten muß, er werde sich, „falls er dem Lebensläufer spornstreichs nachliefe, an vielen Orten die Beine brechen“. Das ist in der That eine Gefahr, auch wenn's nicht — wie deiner Meinung nach jene literarhistorischen Recensenten — „steckbriefliche Nachläufer“ sind.

Mit Einem Wort: das Buch bedarf einer gründlichen, eingehenden Bearbeitung, um genießbar zu werden. Es gilt, wenn nicht anders mit der Art, einen Weg durch den Urwald zu bahnen, um der großen Menge derjenigen Leser, die nicht Zeit und Lust haben, selbst die Sichtung vorzunehmen, den Genuß und Zugang zu den köstlichen Perspektiven zu ermöglichen.

Noch ein anderes Bild möchte ich brauchen. Hippel hat

uns in seinem Buche Plan und Entwurf eines herrlichen, zum Theil von ihm selbst schon aufgeführten Gebäudes hinterlassen. Nur die Vorderfaçade — das sogenannte Haupt- und Mittelstück — hat er wirklich ausgeführt. Die das Ganze abschließenden Flügel sind kaum im Rohbau begonnen. Und auch dort, wo er selbst — wie in den beiden ersten Bänden — in erstaunlicher Weise den Bau ausgeführt, hat er es nicht für nöthig befunden, all das lästige und lastende Baugerüst zu entfernen. So fehlt dem Nichtkenner der Ueberblick. Man kann das Ganze nicht als solches in seiner Abrundung und inneren harmonischen Einheit überblicken.

Ich habe es nun versucht, das Gerüste, das hölzerne Hilfsbeiwerk wegzureißen, die dadurch entstehenden Lücken oder Löcher mit dem vom Verfasser selbst reichlich dargebotenen Material vorsichtig zu stopfen und zu glätten. Die beiden anschließenden Flügel — entsprechend dem dritten und vierten Bande der alten Ausgabe — mußten nothwendig ganz neu aufgeführt werden, aber durchgehends mit Hippelschem Material, welches er in großen, wüsten, aufeinander geschichteten Haufen dem Bearbeiter selbst hinterlassen. Manches an sich werthvolle und solide Stück mußte, als schlechterdings nicht hingehörig, ganz bei Seite geschafft, der ganze Platz und Plan ringsum gesäubert werden.

So hoffe ich das Ganze im Geiste Hippel's ausgeführt zu haben, ohne mein literarhistorisches Gewissen zu belasten. Es erschien mir meine Aufgabe wie die eines vorsichtigen Restaurators, der ein verstaubtes, gebrochenes, im altväterischen Schutt eines Bodenraumes verlegenes Bild im Sinne des Meisters herzustellen unternimmt. Dazu kommt, daß ich weder den Liebhabern, noch den literarhistorischen Fachmännern die Möglichkeit der Controle habe nehmen oder die etwaige Freude am unverfälschten Original habe verkümmern

wollen und können. Es steht Jedem frei — und ich würde mich freuen, wenn er durch diese meine Bearbeitung dazu angeregt würde — den alten Hippel sich anzusehen und dann selbst zu entscheiden, ob ich durch meine Restauration ihn geschädigt oder ob ich — wie ich hoffe — für dieses bedeutende Werk erst die Genießbarkeit ermöglicht habe. Es ist doch besser — auch vom streng literarhistorischen Gesichtspunkte — daß ein epochemachendes Werk ohne alles Beiwerk wirklich studirt und gelesen wird, als daß es verstaubt und ungekannt in Antiquariaten und veralteten Büchereien lagert.

Stimmen doch mit meinem Urtheil die bedeutendsten Literarhistoriker der Gegenwart überein, ohne daß bis jetzt sich einer an die mühselige Arbeit gemacht hat. Th. Mundt, der sonst für Hippel schwärmt, hebt doch hervor (Krit. Wälder S. 238 f.), daß derselbe „in seinem formlosen Convolut von Anspielungen, bei dieser Musterkarte von Lesefrüchten — keinen Sinn für Symmetrie und Architektur der Darstellung habe“; daß man daher bei Hippel „mitten unter orientalischen Fruchtwäldern auf libysche Wüsteneien stoße und aus göttlichen Verzückungen zu breitem Verstandesraisonnement herabsteige.“ Koberstein erkennt an, daß „manche Partien von lebensvoller Gestaltung und von dem Geist echter Dichtung beseelt, das Uebrige aber — und dessen ist sehr viel — in eine Form gefaßt sei, die sich über alle, selbst die einfachsten Regeln künstlerischer Composition wegzusetzen scheint“. Hettner, der Hippel's „Lebensläufe“ zu den „bedeutendsten unter den sternstiftenden Romanen“ rechnet, gesteht doch, welche Mühe es ihn gekostet habe, sich durch dieses „wunderliche weit-schweifige Buch hindurch zu winden“, das nichts desto weniger ein „ehrendes Andenken“ verdiene, weil — „ein tiefer gebildeter Geist aus demselben zu uns spricht über die höchsten

menschlichen Bildungskämpfe“ (vgl. Lit.-Gesch. III, 3 a. S. 407). Gelzer endlich (Nat.-Lit. II, 217) sagt: „Manche Partien des Buchs stehen in ihrer Art so einzig und unübertroffen da, wie Werther's Leiden oder Hermann und Dorothea und würden unfehlbar, wenn sie — ausgesondert und in richtiger Bearbeitung — für sich allein ständen, eine verwandte Wirkung hervorgebracht haben. In Minchens Briefen 3. B. weht, wie Morgenduft des Paradieses, die reinste Unschuldssprache der Liebe und Herzensfrömmigkeit. Nur wird“ — fügt Gelzer zum Schluß hinzu — „der hohe dichterische Werth des Ganzen durch die vielen Einschaltungen, durch das üppig wuchernde Beiwerk der mit hineingezogenen, oft fremdartigen und ermüdenden Bestandtheile verdunkelt und verdeckt.“

Hippel selbst scheint das fragmentarisch - Unvollendete und doch unsäglich Breitspurige seiner Darstellungsweise oft empfunden zu haben. Er sagt zwar, daß er „sich bemüht habe, allen einschläfernden Erweiterungen auszuweichen“. Aber er fügt selbst hinzu: „was ist ganz vollendet? Wir Maulwürfe — wie können wir vollenden? Alles lehrt uns, wie weit wir vom Ziele sind. So gut ich mein Buch gemeint, könnten nicht Stellen sein, die nicht da sein sollten?“ — Auch in Betreff des „fragmentarischen“ fühlt er — wie sein Freund Hamann, der durch und durch Fragment war — es sehr deutlich, daß dieser Vorwurf berechtigt ist. Aber er tröstet sich damit, daß „der Mensch sich selbst in dieser Welt als ein Fragment vorkommt, ob er gleich ganz da ist“.

Um es theils mit sich, theils mit Andern nicht zu verderben, thäte der Mensch nach Hippel's Meinung (Selbstbiogr. S. 162) am besten, es nie auf sein ganzes Ich anzulegen; das habe doch noch Niemand je „von sich selbst entschattet“. Es käme ihm — Hippel — nur darauf an:

nichts Unwahres mit unterlaufen, nicht den „Schein statt des Seins“ walten zu lassen. Den Menschen habe er schreiben wollen; jeder „olympische Lauf nach einem Zeitungslob“ sei ihm zuwider. Er betrachte sein Buch wie einen „im Winkel stehenden Zöllner“. Aber — „der göttlichen Natur desselben solle niemand zu nahe kommen“ oder „seine Einheit verletzen“. — „Man müsse“ — fordert Hippel — „beim Lesen die Seele des Buches suchen und der Idee nachspüren, welche der Autor gehabt,“ — alsdann habe man das Buch ganz. Zuweilen sei aber die Seele beim Buche ebenso schwer zu finden, wie bei manchem Menschen. Ja er selbst — Hippel — würde Mühe haben, die Seele aus seinem Buche herauszurechnen.

Es kann dabei freilich einem späteren Bearbeiter angst und bange werden, wenn der Autor selbst in einer Art von Beschwörungsformel anspricht: „feierlich ersuche ich Jeden, nichts zu diesem Werke hinzu zu thun — (ist keine Gefahr, lieber Hippel!) — sowie es mir auch erlaubt sei zu bitten — (das klingt schon demüthiger!) — nichts von diesen drei Theilen abthun zu dürfen, — sondern das Bild und die Ueberschrift zum ewigen Andenken so zu lassen wie Beides da ist.“ — Nun, Bild und Ueberschrift sind auch im neuen Gewande geblieben. Nur den mißgünstigen Kritikastern gilt offenbar jene Mahnung und die hinzugefügte Warnung: „wer die Bleifeder nimmt, wird durch die Bleifeder umkommen!“ — Wie manchem selbstverliebten Autor wäre es heilsam, ja wie viele Schriften würden an Saft und Kraft, an Einheit und Frische gewinnen, wenn unbefangene Beurtheiler mit dem Rothstift sich darüber machten! Ruft doch Hippel selbst, — er, der „so oft in das Feld der Unerfahrungen verschlägt“, der nicht „kapitelfest“ ist und den wiederholten Entschluß „Extrapost“ zu nehmen unerfüllt läßt,

ruft er doch in eigenthümlichem Selbstwiderspruch den geneigten Lesern zu, daß sie „immerhin streichen mögen, wenn sie nur nicht das Herz herausstreichen!“ —

Daß solches in der vorliegenden „Jubelausgabe“ nicht geschehen, dafür bürgt nicht bloß meine Liebe und Verehrung für Hippel. Das kann und wird auch jeder Kenner sofort selbst wahrnehmen und beurtheilen können. Ich habe durchaus nicht eine „Blumenlese“ aus Hippel's „Lebensläufen“ geben wollen, wie man solche Pötpourris, die nicht Fisch nicht Fleisch sind, bei Hamann und Herder, Claudius und Jean Paul versucht hat. Ich wollte nur durch meinen Neuguß oder Ausbau das Ganze als solches zu einheitlicher Anschauung bringen. Wie ich dabei, um im Geiste des Dichters zu arbeiten, verfahren bin, fühle ich mich verpflichtet, noch kurz darzulegen.

Zunächst mußte alle eigentliche Gelehrsamkeit fallen. Streng wissenschaftliche Abschweifungen, oft über hundert Seiten lang, wie bei dem Examen der Kurländer vor Sr. Spektabilität dem Herrn Decan in Königsberg (Jubelausg. Buch II, Cap. 7), haben in einer belletristischen Darstellung keinen Sinn. Selbst jenes literarhistorische Curiosum, daß im zweiten Bande der „Lebensläufe“ (1779) Kant's kritische Philosophie schon zwei Jahre vor dem Erscheinen seines Hauptwerkes (1781) in's Publikum drang, ist nur für diejenigen von Interesse, die Zeitstudien machen wollen. Und diese finden das Material dazu in dem alten Hippel. — Die vielen Predigten und geistlichen Abhandlungen gehören ebensowenig in einen solchen Roman. Das Wichtigste und Interessanteste derselben — im Hause des Codes-Grafen — habe ich Buch III, Cap. 2 (Heimweh) aufgenommen. — Die häufige, von Hippel beliebte Anführung von Bibelsprüchen mußte auch sehr eingeschränkt werden, obwohl Hippel „die

wohlthätige Volksphilosophie und kindlich große Natur der Schriftsprache“, namentlich in der lutherischen Uebersetzung, mit Feinsinn rühmt und der Meinung ist „Christus der Herr würde solch Deutsch geredet haben, wenn er diese Sprache bei seiner Amtswanderschaft auf Erden gefunden“. — Aber dennoch gilt es, des Guten nicht zu viel, noch auch am unrechten Ort zu thun, d. h. die Bibelstellen doch nicht ohne alle Nöthigung „den Lesern an den Kopf zu werfen“, — wie Hippel selbst bemerkt.

In den von mir weggelassenen Beilagen A. B. C. finden sich manche schöne Sachen — wie z. B. die gut übersehten lettischen Volksmärchen. Sie gehören aber durchaus nicht in den Rahmen der „Lebensläufe“. Und was an dem Briefbuch des Dieners Gottlieb und an der Abdankungsrede des Organisten in E. sich Originelles und Hübsches findet, habe ich an den geeigneten Orten aufgenommen und der Erzählung einzugliedern gesucht.

Sodann schien mir neben der sachlichen Anordnung des Stoffs die stylistische Feile bei einem Verfasser wie Hippel unumgänglich. Seine Rücksichtslosigkeiten in dieser Hinsicht sind geradezu erstaunlich. Sie werden auch nicht dadurch entschuldigt, daß er „von Ordnung wenig halte“ und „nicht Gecken das Verständniß öffnen“ wolle. War doch die „Tendenz auf Regellosigkeit und Unordnung“ eine Modestranke der damaligen Genies, so daß selbst Kant — in seiner Kritik der Urtheilskraft — darüber spottet, weshalb doch „solch aufblühende Genies glauben, man paradire besser auf einem kollerichten Pferde als auf einem Schulpferde“. Der große Kritikus nennt es „eine überfliegende phantastische Denkungsart, die nicht Sporn noch Zügel zu bedürfen meine“. Es komme darauf an solch „eigenwillige Tändelei mit pathologischen Antrieben“ in die Schranken der Demuth und Selbst-

erkenntniß auf Grund allgemein gültiger Gesetze der Schönheit und Wahrheit zurückzuführen.

Hippel leidet jedenfalls stark an der krankhaften Originalitätsucht. Er erklärt es für das Beste, „sich selbst herauszudenken und nicht bei Lehr- und Handbüchern, sondern bei feinem Genie in die Schule zu gehen und dem selbsteigenen Geiste folge zu leisten“. *Hinc illae lacrimae*, könnten wir sagen, d. h. daher die Leiden der Hippel freunde, welche im Hinblick auf den reichen Goldstaub, der tausend andere Schriftsteller aus ihrer Geistesarmuth retten könnte, sich auch durch den Schutt hindurch zu arbeiten den Muth und die Ausdauer haben.

Die bei Hippel wie bei Jean Paul allbekannte Notizenucht mag auch mit Schuld an jener Unordnung tragen. „Es gehörte zu Hippel's Autorbestimmung“ — sagte der alte Schlichtegroll — „daß er an dem, was unsere Nachbarn — die Franzosen — Reichthumsverlegenheit (*embarras de richesse*) nennen, theils selbst litt, theils sie seinen Lesern verursacht.“ — Theoretisch hatte Hippel ein vollkommen klares Bewußtsein von der nothwendigen „Einheit die in jeder Schrift sein muß, sie wandle gleich im finstern Thal oder gehe gleich — (wie sehr oft bei ihm) — durch Dick und Dünn, durch Licht und Finsterniß.“ Ja, er hält eine Schrift, die dieses Ziel nicht hat, die deshalb „nicht an Ort und Stelle kommt“, für eine Mißgeburt: „Je weiter man es gebracht hat, Alles zu Einem zu lenken und kein Rad zu viel und keines zu wenig in seinem Buche zu urmachen, desto mehr Ganzes ist da.“ — Gewiß. Aber welch ein Abstand, lieber Hippel, zwischen Wollen und Vollbringen!

In den erzählenden Partien ist die Darstellung viel geordneter, oft kernig und kurz, mitunter fast zu abrupt, um ganz klar zu sein. Da galt es hier und da Verbindungs-

linien, wenn auch mit feinscher Vorsicht, zu ziehen. — „Deine Sprache verräth dich“ — könnte Hippel von sich selbst noch mehr als von Jean Paul sagen. Deshalb suchte ich auch die meist nur durch Unordnung und Willkür entstandenen Lücken so zu füllen, daß ich Hippel's eigene, aber oft nachhinkende Erklärungen aus dem vierten Bande an den richtigen Ort einfügte. So findet sich, bei Hippel's Abneigung gegen die äußere Beschreibung der Personen und Gegenden, gerade zum Schluß manches Orientirende über diese nicht unwichtige Außenseite.

Was Styl und Diction anlangt, so beklagt sich schon der Deutsche Merkur (1779, 4. S. 226 f.) über Hippel's „schweifische, halb abgerufte Sprache“. Dem Kritiker scheinen namentlich die Provinzialismen unerlaubt, welche er nur wegen der „Kurländer“, die da redend eingeführt werden, meint entschuldigen zu können. Endlich entbehre nach ihm die gesuchte Originalität des Ausdruckes, die entschieden lästig werde, der Musterhaftigkeit. Dieser Vorwurf ist in der That berechtigt. Es fehlt Hippel die classische Correctheit der Sprache. „Tumultuarisch durchkreuzen sich Perioden, Sätze, halbe Sätze . . . Bei dem unordentlich betriebenen Druck scheint sogar Manches — Hippel soll auch sehr läderlich geschrieben haben, auf lauter einzelne Blätter — an eine unrechte Stelle gekommen zu sein, wo es sich weder verstehen läßt, noch in den Zusammenhang vernünftig eingreift. Auf solche wildgewachsene und unechte Schößlinge stößt man gar nicht selten in seinen überreichen Darstellungen. Dazu kommt“ — sagt Th. Mundt (Krit. Wälder S. 254) richtig — „der völlig barbarische Zustand, der durch die eigenthümliche Sprachunrichtigkeit in Hippel's Styl entstand. Es wäre an der Zeit, diese fehlerhafte Sprache von Grund aus zu säubern und manche altväterische Falte darin zu glätten.

Bei Goethe's Werther war es in der Ausgabe von 1774 auch so; und wie schön lieft sich der verbesserte Text. Durch solch zeitgemäße Restauration leidet die Originalität und der Charakter eines Schriftstellers durchaus nicht."

Insbondere galt es — so gewagt es mir zuerst erschien — von vorn herein den sonderbaren, abschreckenden Anfang wegzuschneiden. Es erklärt sich derselbe — denn im Anfange macht es doch jeder gern besonders gut — wohl aus der gesuchten Verlegenheit, solch eine biographische Erzählung mit dem „Ich“ zu beginnen. Es ist das sehr charakteristisch für jene Zeit. „Die ungebundene Eigenmacht des „Ich“ stand überall im Vordergrund; das „Ich“, wie es ging und stand, ohne Zucht und Maß, mit allen Schrullen und blinden Leidenschaftlichkeiten“ (Hettner). Ist es doch die Zeit, da Fichte's Idealismus geboren wurde, dem das Ich Alles war. Ich — bin ich und setze mich selbst. Man könnte bei jenen Humoristen des vorigen Jahrhunderts auch sagen: Ich bin Ich und — sitze mir selbst. Das Selbstportraitiren ist nicht ohne Selbstbespiegelung möglich und wie nahe liegt da die Selbstverliebtheit? Daher auch Hippel's Befangenheit und die von vornherein aufgeworfene Frage, ob das liebe Ich — „mit einem großen oder kleinen Buchstaben geschrieben werden solle?“ — Den alten Hippelfreunden sind jene einleitenden Worte, die an „das kollerichte Pferd“ erinnern, gewiß noch erinnerlich. Ihnen zu Ehren setze ich den wirklichen Anfang her:

„Ich — Halt! — Ein Schlagbaum — Gut — wohl — recht wohl — Ein wachhabender Officier! — — Wieder Einer mit einem Uchselbände zu Pferde — zu Fuß — von der Leibgarde! — von der Garde der gelehrten Republik — ich ehre Ihre Uniform, meine Herren — und damit ich Sie der Mühe überhebe, mir die üblichen Fragestücke vorzulegen, mögen

Sie wissen, daß ich — wie der Paß und Tauffchein es anzeigt — ein Schriftsteller in aufsteigender Linie bin.“ — Und nun folgt eine 11 Seiten lange, sehr gelehrte, mit Griechisch und Latein gewürzte Auseinandersetzung gegenüber den von Hippel meist sehr cavalièrement behandelten und herzlich verabscheuten Herrn Recensenten. — Mir schien es ganz natürlich — ohne alle Entschuldigung — bei einem „Lebenslauf“ mit dem Ich zu beginnen und sofort in medias res zu gehen, d. h. die Jugendgeschichte des Helden „im Elternhause“ zu erzählen.

Auch in die dramatisch gehaltenen Partien des Buchs habe ich mehr Rundung und Zusammenhang hineinzubringen gesucht. Sie gehören mit zum Besten, was Hippel geschrieben. „Die Gespräche des kurischen Edelmanns und des Pastors“ — sagt Th. Mundt — „sind das Köstlichste, was in dieser Weise an geistvoller Conversation zu Tage gefördert worden.“ Und gewiß nicht mit Unrecht hat Ph. E. Wackernagel das schöne Gespräch zwischen Herrn v. G. und dem „Alten“ mit dem Einen Handschuh in sein deutsches Lesebuch als klassisches Muster aufgenommen. Aber wegen der auffallenden Gedankensprünge und Bogen lang ausgespinnenen Abschweifungen und Zwischenbemerkungen mußte auch hier, so viel es anging, Ordnung geschafft werden.

Hier und da habe ich ferner mir erlaubt, die für unseren Geschmack gar zu empfindsamen Stellen zu mildern oder wegzulassen. Die Empfindsamkeit hat ja auch ihre Rechte. Hippel selbst glaubt sich ihrer nicht schämen zu dürfen. „Sie ist eine Fertigkeit sich mit Allem was geschieht in Theilnehmung zu setzen.“ — „Ich bin“ — sagt er (Selbstbiogr. S. 162) — „so wenig wider die Empfindsamkeit, daß ich vielmehr glaube, sie sei die Morgenröthe einer guten Seele. Es muß indessen“ — fügt er schließlich hinzu — „nicht beim

Morgen bleiben, sondern Mittag werden.“ Im Großen und Ganzen ist das auch bei Hippel der Fall. Er bleibt nicht beim Dämmerlicht, sondern er ringt sich aus der Verschwommenheit, die immerhin wohlthuernder ist als die damals so häufige Verknöcherung, zur lichten Klarheit hindurch. Aber doch tritt die Gefahr jener Zeit nicht selten bei ihm zu Tage, in Herzensangelegenheiten zu redselig zu sein. Da ist es denn lediglich Sache des Gefühls, des Tactes, so zu ändern oder zu beschneiden, daß man der Schwungkraft des Autors nicht zu nahe tritt. Ich hoffe dem Hippel'schen Buch dadurch die Lebensfähigkeit nicht genommen, sondern gewahrt zu haben. —

Zwei Punkte habe ich noch zu erwähnen. Sie betreffen die Namengebung und die Kapiteleinteilung in diesem Werk. Beides stammt von mir und nicht vom Verfasser, der — wie wir sahen — sich selbst als einen „Kapitellosen“ charakterisirt. Der eigene Neffe Hippel's beschwert sich in der Vorrede zur Selbstbiographie über das ruhelose, chaotische Fortgehen der Erzählung und der Betrachtungen. Und doch zeigt der Inhalt der Geschichte wie von selbst eine Gliederung des Ganzen und gewisse Ruhepunkte, die doch auch in's Auge springen müssen.

Was die Namen der Orte und Personen anbetrifft, so ist das schon eine schwierigere, aber wie mir scheint nicht unwichtige Frage. Hippel selbst giebt die Erklärung dafür, warum er sie weggelassen. Er wollte für die „unsichtbare Kirche der Edlen“ schreiben; daher gelte auch in seinem Buche kein „Ansehen der Person“. Man soll sich daher nicht den Kopf zerbrechen, um „die Namen in demselben zu ergänzen“. Der Beweggrund war bei ihm hier ein ähnlicher, wie bei der eigenen Anonymität. Er erklärt ausdrücklich „nicht Roman sondern Geschichte“ schreiben zu wollen. „Seht Ihr nicht in meinem Buche das gemeine Leben?“

Daher die vielen ausführlichen Gespräche! „Mir stand es nicht zu in einer wahren Geschichte den Leuten Still-schweigen aufzuerlegen. Ich erzähle die Sache wie sie war und nicht wie man sie wünschen könnte. Wenn ich einen Roman schreibe, wäre es etwas anderes . . . Im Grunde, wer es genau nimmt, wird finden, daß Alles in der Welt Roman sei . . . Die Lieblingsneigung des Menschen, wenn auch incognito von sich selbst zu reden, ist mit dem Selbsterhaltungstrieb so nahe verwandt! So wird, wenn der Schriftsteller nicht bloß Landschaftsmaler, sondern vor Allem ein Seelenmaler sein will, in dem romanhaftesten Roman Vieles aus der Familie des Verfassers vorkommen.“ Deshalb also die Namenlosigkeit! Nomina sunt odiosa.

So will auch Hippel nicht bestreiten, daß seine „Lebensläufe“ poetische Einkleidung wirklicher Erlebnisse und Geschichten enthalten. Aus Rücksicht nur hat er die Namen verschwiegen. Dadurch liest sich aber das Ganze schlecht. Dem Leser verwischen sich die Punkte, an denen die Erinnerung zu haften vermag. Ich habe mit möglichster Berücksichtigung der Localverhältnisse und der Quellen, aber ohne historische Genauigkeit, für welche das Actenmaterial unzureichend ist, die fehlenden Orts- und Personennamen zu ergänzen gesucht.

„Roman oder Geschichte?“ — Das führt mich schließlich auf Hippel's eigene Biographie. Von vorn herein will ich bemerken, daß es mir gradezu kläglich erscheint, wenn man — wie neuerdings Servinus es gethan und wie gleich nach Hippel's Tode der schon genannte „Erzpriester Keber“ es versuchte (Nachrichten zc. den Geh. Kriegsrath Hippel betreffend 1802) — Hippel den moralischen Vorwurf macht, daß er weder sich noch die Eltern in den „Lebensläufen“ genau so geschildert, wie sie waren. Schon sein Freund Borowski (Ueber

das Autorschicksal des Verf. der Lebensl. 1797) wies darauf hin, wie unberechtigt das sei. Als ob es an „Heuchelei“ auch nur streife, wenn man in dichterischer Darstellung idealisirend von der Wirklichkeit abweicht. Schiller's Wort von dem Unterschied der wirklichen und wahren Natur gilt doch auch hier: „Wirkliche Natur ist überall, aber wahre Natur ist desto seltener.“ In den „Lebensläufen“ verkörpert sich nicht sowohl wirkliche, als wahre Natur — in Gedanken, Geberden, Worten und Werken. Hippel hat hier den idealen Traum seines Lebens auf den Boden der Wirklichkeit hinüberzuspüren gesucht (Th. Mundt a. a. O. S. 196 ff.).

Als ihm seine Freunde deshalb den Vorwurf der Zurückhaltung und Verstecktheit machten, berief er sich zu seiner Rechtfertigung auf einen schönen Kant'schen Ausspruch. Dieser große Philosoph, der seinen Freund Hippel einen „Centralmenschen“ nannte, pflegte zu sagen: „Wenn der Mensch Alles, was er wirklich dachte, sagen und schreiben wollte — nichts Schrecklicheres auf Gottes Erdboden wäre als der Mensch. Gewiß ist, daß was man „Welt“ nennt, d. h. eine gewisse Lebensart, — dem Menschen höchst nützlich und nothwendig sei. Auch der größte Geradezu hat noch seinen Rückhalt. Wahrlich es ist gut, daß der Mensch sich nicht ganz offenbart. Einer würde vor dem Andern laufen, wenn er ihn in seiner natürlichen Nacktheit — in puris naturalibus — kennen sollte. Schon jetzt kann der Mensch seinen werthgeschätzten Nächsten, den er doch lieben soll als sich selbst, nicht ausstehen, wenn dieser Nächste dann und wann einen unverdauten Bissen von Selbstlob herausvornirt.“

Daher, meint Hippel (Ausz. aus seinem Tageb. bei Schlichtegroll a. a. O. S. 278 f.), wird auch in der eigenen Lebensgeschichte „kein Mensch sich ganz so nackt zeigen, wie

wir von der Mutter Natur kommen. Hier und da wird man doch ein Feigenblatt anbringen, um damit seine Blöße zu decken. Es ist zwar nicht zu verwerfen, wenn sich Menschen so zu sagen selbst der Anatomie verschreiben und sich zerlegen lassen wollen. Nur halten sie meist ihr Versprechen nicht. J. J. Rousseau hat — (trotz aller Frechheit in seinen confessions!) — einen ganzen großen Feigenbaum zum Behuf solcher Schürzen entblättert. Und Herr Bährdt — in seinem Glaubensbekenntniß — hat eine Menge kleiner Blätter gebraucht, um seine Selbstbiographie auszumeubliren. Die nackten Wände wird schwerlich Jemand zeigen wollen. Den meisten Lebensläufen steht man es ohne Vergrößerungsglas an, daß sie gefertigt sind, um in einem sauberen Rähmchen aufgehangen zu werden mittelst eines schwarzen Bändchens und einer gebundenen Schleife. Und doch kann auch dann noch viel Wahrheit drin sein, wenn gleich nicht die moralische Hauptgebrehen in puris naturalibus an ihren Ort gestellt sind . . . Uebrigens bringen all solche moralische Toiletten die Gefahr mit sich, das Naturwahre heraus zu pomadiren und durch falsche Locken zu verkünsteln. Denn von Herzen wegbeichten, ist nicht Jedermanns Sache.“

Vor dieser „Verkünstelung“ hat Hippel sich selbst, wie auch die in seinem Lebenslauf dargestellten Personen zu bewahren gewußt. In der — bei Schlichtegroll (Nekrologe, 1797) — und in der Reimer'schen Ausgabe der Werke (Bd. XII) abgedruckten „Selbstbiographie“ mag er wohl Manches idealisirt haben. Allein er hat nichts von Außen umgehängt. Er läßt Alles von Innen heraus wachsen, daß die Personen und ihre Schicksale sich durchaus natürlich lebendig vor dem Auge des Lesers gestalten. Gilt ihm doch die Vertiefung in das verschlungene Problem der mensch-

lichen Persönlichkeit, des Einzelcharakters als die reizvollste, aber schwierigste Aufgabe. „Ich habe mir“ — sagt er (in der Selbstbiogr. S. 159 f.) — „oft die Frage vorgelegt, warum die Menschen so selten sich selbst sitzen. Erkenne dich selbst ist eine philosophische Aufgabe, schwerer als zehn pythagoräische Theoreme. Jeder Mensch, der über sich nachdenkt, findet einen Knäuel unauflöslicher Räthsel, an die er ohne unwahr zu werden sich nicht wagen mag. Dieß demüthigt seine Vernunft. Er findet Hang zum Eigendünkel, so daß — wenn er mit einem Andern in Collision kommt — er in den eigenen Augen immer Recht, der Andere immer Unrecht behält. Dieß demüthigt sein Herz. — Und da er nebenher befürchten muß, es könnten denn doch Zeitgenossen wider ihn auftreten, wie jene Magd wider Petrum am Kaminfeuer, so will er sich decken, so viel er kann und nach Weise des Apelles hinter dem Vorhange stehend über sich urtheilen hören. — — Ach, könnte man Gedanken hören wie Worte, wie würden die Menschen sich verachten, da sie schon jetzt — bei der Composition ihrer Gedanken in Worte — so viel Ursache zur Verabscheuung finden. Der Mensch ist und bleibt die höchste und — schwerste Natur, eine kleine Welt oder, wie Young sagt, der halbe Weg vom Nichts zur Gottheit.“

Hippel war selbst — wie man ihn genannt hat — eine wahrhaft labyrinthische, aus viel Widersprüchen zusammengesetzte Persönlichkeit. Daher die vielfach entgegengesetzten Urtheile seiner Zeitgenossen und selbst seiner Freunde über ihn. Bei dem Umriss seines Lebens, den ich noch zum Schluß zu geben gedenke, werde ich auf diejenigen Punkte Nachdruck legen, welche für die Leser der „Lebensläufe“ von besonderem Interesse sind.

~~~~~

Ueber dem Geschlecht Hippel's und dessen Vergangenheit ruht ein bisher noch nicht gelichtetes Dunkel. Der verhüllende Schleier wird auch in den „Lebensläufen“ kaum gelüftet. In seiner Selbstbiographie spricht Hippel von zwei Linien: der Rastenburgischen, welche reich und hoch angesehen war, und der Löwensteinschen, die arm und still lebte und meist dem Lehrstande und der Geistlichkeit angehörte.

Die Eltern unseres Autors — Melchior und Eleonore mit Namen — waren der Meinung, daß zwischen ihrem und dem Rastenburgischen Hause „eine Kluft befestigt wäre“. Daher nannte sich vielleicht Hippel's Vater mit Veränderung eines Buchstabens im Familiennamen so, daß der Gedanke an seine ursprünglich adelige Herkunft und Verwandtschaft Niemandem in den Sinn kommen konnte. Aus einem Briefe Hamann's an Lavater (Hamann's Werke Bd. VII, S. 189) ergiebt sich, wie diese Veränderung lautete. Denn Hamann spricht hier von dem „ihm lieb gewordenen Dippel oder Hippel“. Erst später (1786) hat der Verfasser der „Lebensläufe“ das ihm seiner Meinung nach gebührende Adelsdiplom als Theodor Gottlieb von Hippel erneuern und von Oesterreich aus durch Kaiser Joseph II. legitimiren lassen.

Es ist ihm dieser Schritt von seinen Feinden und Freunden vielfach verdacht worden. Und gewiß spielte die Eitelkeit dabei mit. In Hinblick jedoch auf seinen späteren politisch-juridischen Beruf sowohl, als wegen persönlicher Familienzwecke erachtete er diese Standeserhöhung für wünschenswerth, ohne je grundsätzlich darauf Gewicht zu legen oder einem albernen Aristokratismus zu huldigen. „Es sind“ — sagt er selbst — „unstreitig viele Data für unsere adelige Abkunft vorhanden, die gewiß nicht täuschende Träume des Eigendünkels sind. Unsere Familie blieb aber

bei der Glückseligkeit des Mittelstandes; und dahin geht auch meine Bitte an die Familie.“

Obwohl Hippel die „auf Grundeigenthum“ gestützte Aristokratie wie einen Gegendamm ansah gegen die revolutionären Tendenzen jener Zeit (vgl. Selbstbiographie S. 204 ff.), so hielt er doch allezeit sehr wenig von sogenannten Privilegien: „Privilegien sind so etwas Menschliches als sie gewiß — in Hinsicht unserer höchsten, ewigen Bestimmung — etwas Unmenschliches sind. Ein höherer Stand ist an sich eine Unnatur, obwohl er Vielen eine gute Sache zu sein scheint; — aber, lieben Freunde, wahrlich bloßer Schein! Bei der gegenwärtigen Verfassung der Welt ist und bleibt der (gelehrte) Mittelstand der beste. Der Ahnenvorzug des Adels besteht höchstens darin, daß er seinem Kinde eine bessere Erziehung zu geben fähig ist. Wie oft aber thut er es? Wie selten denkt er, im Hinblick auf die heranwachsende Generation, mit vollem Ernst daran, daß das Studiren ein gewisses Seelendecorum — einen Seelenadel zu Stande bringt, welcher dem Menschen besser steht, als Alles, was die vornehme Gesellschaft, was die Welt ihn zu lehren vermag und was jeder Tanzmeister dem Körper beibringt. — Nicht das, was wir sind — sondern wie wir sind bestimmt unsern Werth.“ — —

Unser Hippel ist am 31. Januar 1741 zu Gerdauen geboren, einem etwa zehn Meilen südlich von Königsberg gelegenen kleinen Städtchen, woselbst sein Vater Rector der Stadtschule war. Für jene gewaltig bewegte Periode ist es nicht ohne Interesse, sich zu vergegenwärtigen, mit welchen bedeutenden Männern er Zeitgenosse war. Siebenzehn Jahr jünger als Klopstock und Kant, elf bis zwölf Jahr jünger als Lessing und Hamann, acht Jahr jünger als Wieland war Hippel nur zwei Jahr älter als Claudius und Fr. H.

Jacobi, drei bis vier Jahr älter als Herder, acht Jahr älter als Goethe, achtzehn Jahr älter als Schiller und vier und zwanzig Jahr älter als Jean Paul.

Fast den ganzen Jugendunterricht erhielt er von seinem Vater, welcher selbst Theologie, wenn auch nicht gründlich, studirt hatte. Denn wegen seiner mangelnden hebräischen Sprachkenntniß mußte ein Pastor Keber aushelfen. Dieser hat es Hippel später sehr verdacht, daß er in den „Lebensläufen“ seiner gar nicht erwähnt. Der Mann scheint aber unserem Hippel nicht sehr am Herzen gelegen zu haben. So wollte er ihm auch nicht, wie dem tiefsinnigen Vater und der originell-witzigen Mutter, ein dauerndes Denkmal errichten.

Die Jugenderziehung scheint sehr streng gewesen zu sein, wie aus der Selbstbiographie im Gegensatz zu den „Lebensläufen“ hervorgeht. Fast alle bedeutenden Männer jener Zeit wissen sich der strammen Zucht zu erinnern, die sie in der Knabenzeit durchgemacht, obwohl Hippel nicht wie z. B. Kant über „sklavische Behandlung“ zu klagen hatte. Mit seinem einzigen Bruder Gotthard — der in den „Lebensläufen“ nicht erwähnt wird, aber vielleicht den Namen für den Universitätsgenossen aus dem Hause des Herrn v. G. hat hergeben müssen (vgl. Jubelausg. Buch II, Kap. 1) — schien der zur Einsamkeit sich neigende Knabe nicht viel anfangen zu können. Am liebsten zog er sich in den stillen, schönen Hausgarten zurück und ließ sich beim Sinnen und Lesen von den Bienen umsummen.

Dazwischen aber gab er sich gern mit dem „Kriegsspiel“ ab, namentlich in Gemeinschaft mit „einem lieben kleinen Jungen — Martin“, welcher einige Jahre in seinem elterlichen Hause mit erzogen wurde; — offenbar das wirkliche

Urbild für den „Benjamin“ in den „Lebensläufen“ (Jubelausg. B. I, Kap. 3).

Viel hatte er auch — wie er selbst erzählt — durch eine „Knabenbrautenschaft“ zu leiden, mit der man ihn besonders im Hause des benachbarten Grafen v. Schlieben neckte. Hier liegt wohl der Keimpunkt für „Minchens“ rührende Kindheits-Geschichte und das Testament des erkrankten Knaben Alexander in den „Lebensläufen“ (Buch I, Kap. 4).

Seine Liebe zu Büchern ging so weit, daß er dieselben wie eine Art „Schutzengel“ ansah. Ueberhaupt hatte er schon als Knabe eine so lebhaftere Phantasie, daß er von der eigenen Geistesseherei schier selbst zu leiden hatte, — offenbar ein Erbstück seiner in dieser Hinsicht leicht erregbaren Mutter. Sein inniges kindliches Gebetsleben ging Hand in Hand mit dem Glauben, daß sein „Schutzgeist von ihm weiche“, wenn er etwas Böses sagte oder thäte. Einmal, da er sich als Knabe eine kleine Unwahrheit hatte zu Schulden kommen lassen, konnte er „seinen Schutzgeist nicht mehr in der Einsamkeit zu Gaste bitten“. Die Noth seiner Seele — erzählt Hippel selbst — sei nicht früher von ihm gewichen, als bis er durch eine offenerzige Beichte jene Unwahrheit wieder gut zu machen gesucht.

Neben diesem Zuge zur Einsamkeit und Schwermuth scheint sehr früh schon die satyrische Ader sich bei ihm gezeigt zu haben. Er erklärte sie aus der „Erbünde der Mutter“, welche sich über die Witzensbrüche des Jungen sehr erfreuen konnte, während der Vater sich mehr in ernster Zurückhaltung bewegte und eine nach Innen gefehrte, leidenschaftlich erregbare Natur gehabt zu haben scheint. Die Mutter verdachte es dem Jungen durchaus nicht, wenn er in seinem ersten knabenhaften Spottgedicht „wider den un-

zeitigen Kohl“ eiferte, der ihm — da er die Speise nicht mochte — zu oft auf den Tisch kam.

Trotz dieses früh entwickelten Humors hatte er als Knabe schon die sonderbare Neigung, sich mit Todten in Berührung zu setzen. Als sein Brüderlein gestorben war, bat er sich's aus allein bei ihm schlafen zu dürfen und feierte so mit der kleinen Leiche ein eigenthümliches Todtenfest. So erklärt sich auch seine Neigung, der er in den „Lebensläufen“ oft die Zügel schießen läßt, das Todesthema in allen Tonarten erklingen zu lassen (vgl. Jubelausg. II, 11; III, 2. u. f.).

Seine Eltern rühmt er auch in der Selbstbiographie als „das herrlichste Paar“. Nur in Geldangelegenheiten und kleinen Hausfragen konnten sie auf kurze Zeit uneinig werden. Die Mutter — erzählt Hippel — sei bei ihrer Neigung zum Humor auch etwas leichtsinnig gewesen, habe aber doch — selbst in Kleinigkeiten — ein sehr zartes Gewissen gehabt. Daher konnte sie sehr leicht — „besonders wenn Gewitter im Anzuge war“ — in Seelenangst gerathen. Sein Vater hingegen habe ein tief ernstes „Experimental“- oder Erfahrungs-Christenthum in sich getragen. Das Denkmal, das der Sohn ihm in den „Lebensläufen“ gesetzt, sei zwar nicht völlig kenntlich, doch kindlich wahr und wohlgemeint. —

Beim Beginn seines sechszehnten Jahres bereits trat Hippel seine „gelehrte Wanderschaft“ an. Er ging nach Königsberg um daselbst Theologie zu studiren. Schon zu Hause hatte er oft kindische Predigtversuche gemacht. Hier auf der hohen Schule merkte er es aber erst, wie gefährlich „der unvermittelte Sprung aus der Schule zur Universität“ sei. Kein Wunder, wenn er nur selten gelingt! In der That sollte eine Art Fegefeuer zwischen Schule und Univer-

sität sein.“ — Der Vater überließ seinen Theodor sich selbst. Er mußte es früh lernen, sein Brot im Schweiß seines Angesichts zu essen.

Mit einem „sehr prosaischen“ Kurländer Rhode wohnte er zusammen, bei einem Kaufmann Luz. Er ward vielfach in gesellige Kreise gezogen, so daß es ihm selbst bedenklich wurde. Königsberg, sagt er, hat zu viel Zerstreuungen, als daß junge Leute ihrem Berufe Ehre machen können. Besonders herrscht dort das Vorurtheil, daß sie frühzeitig Gesellschaften mitnehmen müßten, um ihnen „Welt“ — das heißt „Zeitmord“ beizubringen. „Zerstreuungen bestehen den Menschen auf eine entsetzliche Weise. Sie stehlen ihm sich selbst. Man verliert sich unter den Händen und hat dann weder Lust noch Zeit mehr, sich mit überflüssigen, mit geistigen Dingen abzugeben.“

Die Gefahr der Zersplitterung veranlaßte ihn, obwohl er schon „Hauptsprecher“ bei den Studenten geworden war, sich doch mehr zurückzuziehen. Bei dem Versuch sich einzelnen Docenten zu nähern, klagt Hippel darüber, daß dieselben vielfach so überladen seien. „Kein einziger theologischer Professor in Königsberg“ — erzählt er (Selbstbiogr. S. 303) — „ist ohne ein, zwei, auch wohl drei Nebenbedienungen. Gemeinhin dienen sie zweien Herren, — ein schlechtes Beispiel für die studirende Jugend.“ — Und was sei die Folge? — „Zu meiner Zeit ward kein Collegium in einem halben Jahre beendet. Meist dauerten sie — selbst Brotcollegia — ein bis zwei Jahre.“ — Diese ungebührliche Länge sei ein deutlicher Beweis dafür, daß der Professor sich selbst seine Wissenschaft noch nicht recht zu eigen gemacht. „Hofprediger Arnold pflegte zu sagen: er predige am kürzesten, wenn er am längsten studirt habe.“ Das gelte auch für Professoren, von denen Hippel meinte, sie

müßten, ein Jeder in seinem Fache, „die eigentlichen Wegcommissärs d. h. Methodenlehrer sein.“ (Vgl. Lebensläufe, Buch I, Kap. 5 Universitätsgedanken.)

Kant's Vorlesungen besuchte er fleißig. Practica und philosophische Privatissima — welche Kant nicht zu halten schien — konnte er bei Bruck mitmachen; Theologie hörte er bei einem Wolfianer Schulz, welcher ein wenig pietistisch gefärbt war. „Bei diesem Manne mußte man glauben, Christus und seine Apostel hätten alle in Halle unter Wolf studirt.“ — Das Schiffllein der Theologie kam so beim jungen Hippel in ernste Gefahr.

Seine damalige Seelennoth schüttete er oft in „geistlichen Liedern“ aus, von welchen später (1772) auch eine kleine, Klopstock gewidmete Sammlung gedruckt wurde, die aber — obwohl Gellert noch sich anerkennend gegen den Verfasser geäußert — nie zu kirchlichem Gemeingut ward.

Unter den Dichtern zog ihn Albrecht von Haller besonders an. Young's „Nachtgedanken“ erschienen ihm als ein „Kernbuch“. Für Sterne konnte er sich begeistern. Scarron's „Komischer Roman“ hatte ihn aber nicht entzückt. Aus einem Streit über diesen Schriftsteller entwickelte sich die bald so innige Freundschaft zwischen Hippel und Scheffner — seinem getreuen „Johannes“, dem er die „Lebensläufe“ gewidmet hat.

Disputirübungen bei Bruck machte er mit, um seine „Redefertigkeit“ zu entwickeln. Vier bis fünf Mal hat er wirklich gepredigt, in Königsberg und zu Hause. Durchschlagend scheint der Erfolg nicht gewesen zu sein. Mit der Theologie wollte es überhaupt nicht recht gehen, was man bei dem meist elenden Zeug, das man damals auf den Kathedern hörte, Hippel ebenso wenig verdenken kann als

Lessing und anderen „verpfuschten Theologen“ jener aufgeklärten Zeit.

Während dieser inneren Anfechtungen, welche man so lebhaft dem Autor der „Lebensläufe“ nachfühlt, starb ihm ein intimer Jugendfreund Arnold; — „plötzlich war er dahin und hinterließ ein blutjunges Mädchen das ihm nachweinte.“ Auch hier geben Hippel's tiefgehende Erfahrungen vielleicht die Motive ab zu den in den „Lebensläufen“ so ergreifend geschilderten „Heimwehgedanken“ (Jubelausg. Buch II, 11; III, 2). —

Da er bereits in theologischer Hinsicht schwankte, „nahm er Handgeld von der Maurerei“. Nicht lange jedoch hielt er sich zu ihr; wissen wir doch, daß er später (in den „Kreuz- und Querzügen“ 1794) alle Geheimthuerei, sowie alles Ordens- und Adelswesen auf's Unbarmherzigste verhöhnte.

In dem Maße als die Theologie ihm verleidet wurde, trat das öffentliche und politische Interesse in den Vordergrund. „In Preußen“ — so sagt er selbst — „sei Mensch- und Patriotsein im Grunde Eins.“ Er hielt den preussischen Staat für den einzigen, welcher „einer deutschen Universalmonarchie entgegenzuarbeiten im Stande sei.“ Das machte ihn patriotisch, und aus Patriotismus wurde er politisch. Auch dienten viele seiner Verwandten — wie später sein Freund Scheffner — in der Armee. Der Einzug der Russen nach der Schlacht bei Jägerndorf hatte großen Eindruck auf ihn gemacht. Alle diese Erinnerungen gewinnen im dritten Theile seines „Lebenslaufes“ Fleisch und Blut (Jubelausg. III, 6).

Endlich entschloß er sich, nachdem er eine Zeitlang sich der Mathematik und Philosophie ausschließlich hingegeben, zum Studium der Jurisprudenz überzugehen. Entscheidenden Einfluß darauf scheint besonders ein — aus Holland stam-

mender — „preussischer Justizrath“ Voÿt geübt zu haben, in dessen Hause Hippel sehr bekannt war, freien Tisch hatte und wohl auch Hausunterricht ertheilte.

Bei den häufigen Abendcirceln des Voÿt'schen Hauses lernte er einen aus Petersburg stammenden Verwandten der Hausfrau, den Lieutenant Keyser kennen und schloß mit ihm eine enge Freundschaft. Die innere Halbheit und Ungewißheit in Betreff seiner Zukunft veranlaßte ihn wohl, auf dessen Aufforderung — vielleicht auch auf seine Kosten — eine Reise nach Petersburg zu machen.

Diese im zwanzigsten Lebensjahre (1760/1) unternommene Reise bezeichnet Hippel selbst als die „angenehmste Epoche seines ganzen Lebens“. Er war froh, jegliches „Conventionsjoch“ abschütteln zu dürfen, erhielt mit einiger Mühe durch den Kanzler Korff — den „russischen Gouverneur (Consul?) in Preußen“ — einen Paß unter der Bedingung, daß er wieder in's Vaterland zurückkehren zu wollen versprache.

Die jetzt folgende, von den Biographien Hippel's — auch von Schlichtegroll und Th. Mundt — wenig berücksichtigte Periode seines Lebens ist für uns fast die interessanteste und wichtigste. In seinen damaligen Erlebnissen finden wir den Schlüssel für die Wahl des Stoffes und des Schauplatzes in seinen „Lebensläufen“. — —

Auf der ersten Poststation — in Kunzen — wo die Reisegefährten eine Nacht blieben, trafen sie bei einer Filialkirche einen Pastor, der „bloß auf Drosseln vocirt war“, d. h. von der alle Herbst anzustellenden Jagd auf diese Zugvögel sein Haupteinkommen entnehmen mußte. Hier erkennen wir den Anlaß zu der hübschen Episode von dem „Drosselpastor“ in den „Lebensläufen“ (Jubelausg. Buch II, Kap. 6).

In Ruzau bei Polangen lernte Hippel einen „kurischen Propst“ kennen, von dem er als charakteristisch hervorhebt,

daß er als „freisinniger Mann“ mit höchstem Mißtrauen auf Preußen wie auf Rußland sah. Denn Kurland war damals (1761) noch ein relativ selbständiges, wenn auch von Polen vielfach abhängiges Herzogthum, während Livland bereits ein halbes Jahrhundert zum großen Ostreich gehörte. Daher der von Hippel so scharf betonte Gegensatz von Mitau und Riga! —

In Mitau hielt er sich einige Tage auf, besah das schöne Biron'sche Schloß und lernte im Gasthof einen „echten kurischen Junker“ von D . . . f kennen, von welchem er berichtet: „Derselbe erzählte uns so viel von Hauen und Stechen, daß ich — nach meinen Erfahrungen in Königsberg — fast fürchten mußte, dieser kurische Verfechter werde uns ein Rappier aufdrängen, um an uns ein Experiment zu machen.“ Außerdem hatte Hippel Gelegenheit gefunden, mit dem kurischen Landrath v. Behr bekannt zu werden, den er als einen „sehr vernünftigen und klugen Mann“ schildert. Ich glaube, daß dieser und nicht der streng offiziöse Kanzler Korff — wie Gervinus meint — das Urbild für die bedeutende und liebenswürdige Persönlichkeit des Herrn v. G. in den „Lebensläufen“ abgab.

Bei der Weiterreise nach Riga fiel ihm der Gegensatz gegenüber der „kurischen Residenz“ sofort in's Auge. „Schwerlich wird man innerhalb sieben Meilen — denn soweit liegt Riga von Mitau — einen so gewaltigen Unterschied von Menschen finden, als mir hier so auffallend war. Im Freistaat (Kurland) herrscht eine ganz andere Denk- und Sprechart als in der Monarchie. Ich muß gestehen, daß mir in meinem damaligen Alter“ — so schreibt Hippel 30 Jahre später 1791 — „die Monarchie weit besser als der sogenannte Freistaat gefiel. Die aristokratische Weise, welche in Kurland gäng und gäbe ist, hatte mir die Freiheit — wenn

anders Aristokratien diesen Namen verdienen — gerade von keiner empfehlenden Seite gezeigt. Unser kurischer Mitgast in Mitau war durchaus kein hinreichender, sich und die Sache empfehlender Cicerone der Freiheit, da bei ihm der Mensch nichts, der Edelmann Alles galt. Ist da Freiheit, wo nicht einmal die Gesetze der Menschheit (Humanität) gelten? — Mein Reisegefährte Keyser, der ein ganzer Königlicher war, fand nichts Abgeschmackteres, als einen prahlhansfischen kurischen Edelmann. Die Edelleute nennen sich dort ohne Zweifel in Rücksicht der ihnen gebührenden großen Freiheit — Barone oder Freiherren!“

Trotz alledem hat Hippel auch charakteristisch ausgeprägte kurische Ideale getroffen, Männer, wie sie der baltische Grund und Boden „aus dem Innersten seiner eigenartigen Natur“ hervorzubringen vermochte. Jedenfalls zog der Verfasser der „Lebensläufe“ es vor, seinem Roman den Schauplatz hauptsächlich in Kurland anzuweisen, während in Livland sich nur der Abschluß desselben vollzieht (vergl. Jubel- ausgabe Buch III, Kap. 7. 8). Es ist gewiß nicht ohne Grund, daß alle novellistischen und romanhaften Darstellungen, welche das baltische Leben schildern, lieber kurischen Boden wählen. Es ist das Land der urwüchsigsten Originale.

In Riga angelangt beklagt sich Hippel im Gegensatz zum schlichten, wohlfeilen Mitau über die schreckliche Theuerung. Intimere Bekanntschaften machte er in dieser der „kurischen Residenz“ so unähnlichen „epikurischen Handelsstadt“ erst auf seiner Rückreise. Jetzt ging's vorwärts durch die Nacht, während „eine Feuer säule des herrlichsten Wohlbehagens“ ihm voraufging.

Auf dem Pastorat Papendorff bei Wolmar — einem „Flecken an der Na“ — macht er Halt und lernt dort das Haus des Pastors Blank näher kennen, dessen Vater einst

Bürgermeister in Gerdauen, dem Geburtsort Hippel's, gewesen war. Mit Liebe und Dankbarkeit schildert er die freundliche Aufnahme in diesem gemüthlichen behäbigen Pastorenhaufe: „Das wohl eingerichtete Pfarrhaus in Preußen“ — meint Hippel — „ist nichts dagegen.“ Insbesondere rühmt Hippel es, daß er in der Pastorin „ein Weib Lobesan“ gefunden, welches ihn vielfach an seine Mutter erinnerte.

In Petersburg angelangt stieg er mit Keyser im Hause des schon erwähnten Generallieutenants von Korff ab, an dessen Kastellan sie Empfehlungsbriefe hatten. Am wohlthuenden Kaminfeuer erholten sie sich von den Strapazen der Reise und zogen dann auf längere Zeit in das Haus des Majors von Lobry, eines Schwagers von Keyser. Von hier aus lernte er Petersburg, die Stadt, das Treiben am Hofe, das Militär und manchen guten Freund kennen. Besonders trat er einem Kurländer Grot nahe, dessen Familie im Pastorat Schründen durch Generationen hindurch die Pfarramtsstellung bekleidet haben soll. Jener junge Grot war früher Hausprediger beim Kanzler Korff in Königsberg gewesen und fungirte jetzt als Hauslehrer in einer „anständigen“ Petersburger Familie. Wir besitzen noch mehrere Briefe, die Grot und Hippel gewechselt, in welchen der letztere die Petersburger Erinnerungen feiert.

Angemein entzückte ihn die damalige Großfürstin und nachmalige Kaiserin Katharina II. Er hatte Gelegenheit sie am Hofe der regierenden Zarin Elisabeth, wo er durch Keyser eingeführt wurde, zu sehen. Einen tieferen Einblick in die Geheimnisse des Hoflebens und der Wirksamkeit der späteren Kaiserin Katharina gewann er namentlich durch einen anderen Freund, den Hofrath Chr. Gottl. v. Arndt. Dieser bedeutende Mensch war in der Jugend mit Hippel von dessen Vater in Gerdauen geschult worden, ging dann

nach Königsberg auf die Universität und siedelte als „Hauslehrer“ nach Petersburg über. Dort wurde er Cabinetssekretär der Kaiserin Katharina, gewissermaßen „der Schriftsetzer für die Arbeiten und Ideen dieser großen Frau“. Zwanzig Jahre lang war Alles, was sie selbst schrieb oder was sie Selbstgedachtes ausgedrückt wissen wollte, durch Arndt's Hände oder durch seine Feder gegangen. Die Kaiserin lohnte ihn, da er schließlich sein Augenlicht in ihrem Dienste eingebüßt, in fürstlicher Weise mit dem Adelsprädicat und reichlichem Ruhesold, damit er „in wärmeren Ländern seine Genesung versuche“. Es sind das lauter Erfahrungen, welche Hippel in die „Lebensläufe“ verarbeitet und dort zum Theil auf seinen Helden „Alexander“ übertragen hat. Jedenfalls gewann er durch Arndt ein Verständniß für den Charakter der großen Kaiserin.

Dem glanzvollen „Hoftreiben“ gegenüber bewahrte Hippel jedoch sein ruhiges Urtheil. Die „große Cur bei Hofe“ — zu welcher Keyser ihn eingeführt — machte zwar zuerst durch die Pracht in Uniformen und Orden einen blendenden Eindruck auf ihn. „Aber“ — schreibt er — „nach ein paar Stunden kam ich wieder zu mir selbst, — vielleicht in folge des langen Stehens, welches mich noch zu rechter Zeit an meine Menschheit erinnerte, die mit der Hofheit gemeinhin nicht in gutem Vernehmen steht. Die Hofschuppen fielen von meinen Augen. Ich ward den Tand über Hals und Kopf gewahr. Die Mücken kam mir der größte Theil dieses Schwarmes vor, der sich über die Adler zu setzen und Glasfronten für Sonnen anzusehen kein Bedenken fand. O über die Mysterien, durch welche Menschen — groß und erhaben werden! Im Grunde ist es doch nichts als — große Noth und Verlegenheit, elende Sklaverei und stete Abhängigkeit!“

Trotz alledem wird Hippel begeistert, wenn er auf die große Kaiserin, auf das große Reich, auf das große russische Volkshcer zu sprechen kommt. Alles dieses kehrt in der militärischen Episode der „Lebensläufe“ wieder und kann derselben zum Commentar dienen. Namentlich ist die Schilderung des damaligen Türkenkrieges, an welchem der Held der „Lebensläufe“ sich betheiligt und die er mit ergreifender Lebendigkeit beschreibt, ein interessantes Vorbild unserer Tage. Denn schon damals galt es die Befreiung der Christen vom Türkenjoch, die sich Katharina II. als eine ideale Aufgabe des russischen Reiches angelegen sein ließ. „Die jetzige Kaiserin“ — schreibt Hippel im Jahre 1791 — „gewaltig! Welch ein Gesicht, welcher Geist in den Augen! Große und gute Frau! In den Lebensläufen habe ich dir ein Monument errichtet. Allein in meinem Innern steht eins, was mehr gilt als schwache Worte.“

Hippel blieb nur noch verhältnißmäßig kurze Zeit in Petersburg. Es trat „trotz versuchtem Lotteriespiel“ — oder vielleicht eben dadurch — „Ebbe in seiner Kasse ein“. Man bot ihm wegen seiner mathematischen Kenntnisse Seesdienste in Rußland an. Allein er lehnte Alles ab und widerstand allen Versuchungen, theils weil er sich dem Vaterlande nicht entziehen wollte, theils weil die Liebe zur Wissenschaft ihn fortzog.

Sehr melancholisch und hypochondrisch reiste er am 15. Februar 1761 von Petersburg ab. Ein „Frauenzimmer“ — vielleicht die Tochter des Viceadmirals Keyser — war dabei, wie es scheint, mit im Spiele. „Eine Tochter ist noch in Kronstadt zu Ihren Diensten“ schrieb ihm später sein Freund Arndt (1773). „Und wenn Sie auch bei dem furländischen Hoffräulein anklopfen wollten, so glaube ich wird Ihnen aufgethan. Tausend Glück und Segen zu meines alten lieben

Bruder Hippel's Hochzeit!" Daß es zu solcher „Hochzeit“ nicht kam, werden wir bald sehen. Indessen scheinen all diese persönlich intimen Beziehungen, die zum Theil in den „Lebensläufen“ durchfliegen, ihm die Trennung sehr erschwert zu haben.

Trotz des innigen traurigen Abschieds von seinen Petersburger Freunden beschreibt Hippel höchst launig seine Heimreise über Narva, Dorpat und Riga.

In Riga ging Hippel zuerst zum „Rector Lindner“, der bekanntlich auch mit Hamann befreundet war (Hamann's Werke Bd. III, S. 220 ff.). Herder kam erst 1764, also drei Jahre später nach Riga. Hippel nahm Quartier bei einem Kaufmann Struck, dessen Tochter Karoline ihm sehr wohl gefiel. Aber Fräulein „Dorothea Antonia“ — aus der Keyser'schen Familie — schien ihm doch mehr am Herzen zu liegen. Er schrieb ihr aus Riga einen Brief, in welchem er „ihr ewiger Bewunderer bleiben zu wollen“ erklärt und sich mit ihr — in Rück Erinnerung an ihr Pfänderspiel — zu der „Einen unsichtbaren Kirche rechnet, wo man denkt und handelt und nicht Ghospodipomilui singt.“

Mit Lindner scheint er nachgerade wieder zerfallen zu sein, da dieser — obwohl er Hippel gegenüber betonte, daß in Riga „lauter Epikuräer“ wohnen, — im eigenen Hause den „Epikuräer so schlecht spielte, daß der Geiz lichterloh zu Tage trat“. Diese harte Bemerkung scheint mit der bedenklichen Schwindsucht der Hippel'schen Kasse in Zusammenhang zu stehen. Denn er läßt in seinem Tagebuche durchblicken, daß seine Freunde ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen, nur — kein Geld gaben. Vielleicht hat sich Hippel daraus die Lebensregel entnommen, die ihm später so oft von seinen Königsberger Freunden verdacht wurde, daß man nämlich „keinem Freunde Geld leihen müsse, —

beileibe nicht". — Warum? — „Freunde müssen sich nie Geld schuldig sein.“ — Er glaubte wohl, das hemme die Freiheit im Verkehr.

Der Termin seiner Abreise von Riga schien sich nach dem „Königsbergischen Fuhrmann“, den er miethen mußte, gerichtet zu haben. Diese „haben die Gewohnheit denen, die sie dingen, Hoffnung zu machen, daß sie — „morgen“ — reisen würden. Dann aber warten sie, bis die Fracht voll ist.“ — Das erinnert an die so drastisch geschilderte Reise von Mitau nach Königsberg in den „Lebensläufen“ (Jubelausgabe Buch II, Kap. 6).

Im „Erbsenkrug“ — zwölf Meilen von Mitau — ward von diesen Fuhrleuten ein längerer Aufenthalt gemacht. Hier nahm Hippel sein Tagebuch zur Hand, um seinen zukünftigen Lebensplan zu entwerfen. Da hatte er „Entzückungen bis in den dritten Himmel!“ Aber es war nur eine kurze Stärkung. „Der Kelch der Bitterkeit“ — wie er selbst sagt — „ging nicht vorüber.“ Ein Ideal schwebte ihm vor der Seele. Aber er konnte es nicht fassen. Man sagt wohl: wer recht will kann auch! Aber es bleibt doch unsäglich oft beim „Nachjagen“. — „Wir sind und bleiben subtile Selbstpeiniger, wenn wir die widrigen Dinge höher anschlagen als es sich eignet und gebührt.“

Offenbar kam jetzt, als der Rausch der Reiseindrücke zu verfliegen drohte, der Katzenjammer hintennach. Im kurischen Pastorat Schrunden hielt sich Hippel — wie aus seinem späteren Briefwechsel hervorgeht — während dieser inneren Krisis längere Zeit auf, schrieb an seinen Freund Rhode in Königsberg, daß er komme und weiter studiren wolle. Unterwegs mußte er noch zwischen Memel und Königsberg ein schweres Wechselfieber durchmachen, von dem er sich lange nicht erholen konnte. Er sah dasselbe als die

folge der Selbstüberwindung an, da er sich durchaus den in Rußland viel gebrauchten „Brandtwein“ (Schnaps) abgewöhnen wollte. „Mit einem hitzigen Fieber der Seele hatte ich jene Reise begonnen, mit einem kalten Fieber des Körpers sollte sie endigen!“ —

Innerlich wie äußerlich wartete seiner eine anfechtungsvolle Zeit. Aus dem Voyt'schen Hause, wo er so manches Jahr als Lehrer und Hausgenosse Freundlichkeiten erfahren hatte, war er bei seiner Abreise nach Petersburg ganz nach eigenem Willen geschieden. Man sah ihn dort als einen fahnenflüchtigen an und der „Justizrath“ wollte nichts mehr von ihm wissen. Damals mußte der kaum 21 Jahr alte Student erfahren, was es heißt am Hungertuche zu nagen. An seine Eltern sich bittweise zu wenden, scheute er sich, weil er ohne ihre Zustimmung den Ausflug nach Rußland unternommen. Schriftlich den Vater um Geldunterstützung anzugehen, war er aus Ehrgefühl nie im Stande gewesen, wie er selbst berichtet. Wenn er sonst in seiner früheren Studienzeit es mündlich zu thun versucht hatte, ließ ihn der Vater kaum zu Worte kommen. „Dergleichen Klagen fand mein Vater so tief unter meiner Würde, daß ich meist mitten in meinen Jeremiaden abbrach und mich stehenden Fußes überredete, mir in Königsberg meine Verlegenheit bloß eingebildet zu haben. Kam ich indessen wieder an Ort und Stelle, so überfiel mich der Hunger trotz aller meiner Seelenspeisen so sehr, daß ein großer Aufwand von Stoicismus dazu gehörte, meinen Magen zu widerlegen und ihm begreiflich zu machen, daß er sich bescheiden müßte und daß er gegen die Seele ein kleines Licht wäre. Indessen pflegt sich der Magen, wo er also übersehen wird, oft nur zu zeitig zu rächen und sein Uebergewicht über alles Uebrige, was sonst Mensch ist und heißt, zu beweisen.“ Damit deutet

Hippel auf seine spätere Kränklichkeit hin. „Was würde ich darum geben“ — schreibt er 1791 fünf Jahre vor seinem Tode — „wenn ich jetzt mit meinem Magen, wie er weiland auf der Akademie war, umspringen könnte.“ Merkwürdig ist es, daß er in seinem „Lebenslauf“ mit keiner Silbe jener schweren Zeit des Darbens erwähnt, offenbar um den Vater nicht in zu unfreundlichem Lichte darzustellen. —

Mit der Theologie wollte es durchaus nicht weiter gehen. „Muß denn ein jeder Christ“ — so suchte er sich zu trösten — „durchaus ordinirter Prediger sein? Predigt nicht Alles was Leben und Odem hat das süßeste Evangelium der Liebe des himmlischen Vaters? Ist nicht ein anspruchsloser Mensch, der nichts für sich und Alles für's Allgemeine thut, ein wahrer Christus-Mensch? O Gott, — wie viel kleinliche und unförmliche Schnörkelei und Verzierung, wie viel Menschen mit goldenem Schnitt giebt es nicht in dieser Welt!“

In seiner Selbstbiographie findet sich gleichwohl später (1791) ein aufrichtiges „Beichtbekenntniß“ wegen seiner Abtrünnigkeit von der Theologie. Auch im „Lebenslauf“ stellte er Stand und Geschick des Geistlichen als das Herrlichste und Beneidenswertheste auf Erden hin. Einem jungen Freunde gegenüber, der vom juristischen Studium zur Theologie übergehen wollte, sagte er, indem er ihm zuredete, mit einem Seufzer: „O daß auch ich ein Pastor bei einer Dorfgemeinde geworden wäre!“ —

„Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ — war damals (1762) sein letzter Entschluß. Als klare, bestimmt ausgesprochene Absicht stand es ihm noch nicht fest, „bei der Themis Dienste zu nehmen“; nur „den Muses zu folgen“ war seine Idee. Er pflegte sich dabei alle denkbaren Möglichkeiten vorzustellen und „in Gedanken durchzukneten“. Ein

paar unreife, verzweifelte poetische Herzensergüsse (Gedanken über die Unzufriedenheit 1761 und Rhapsodie 1763) stammen aus dieser Zeit.

Aus materieller Noth entschloß er sich Hauslehrer zu werden auf dem Königsberg nahe gelegenen Gute Wesselshöfen bei einer adeligen Familie, die ihn sehr freundlich aufnahm. Jahr und Tag hat er dort schön und friedlich verbracht. Da ward sein Herz gefangen von der lebenswürdigen Tochter dieses adeligen Hauses, welches er — unter dem Namen des Herrn und der Frau von W. — in den „Lebensläufen“ so zartfühlend und eingehend schildert. Da seine Herzensliebe unerwidert oder der Standesverhältnisse wegen resultatlos blieb, mußte er das Haus verlassen. Diese schmerzliche Erfahrung hatte, wie es scheint, einen vollkommenen Umschlag in seinem Leben zur Folge, einen Umschlag, der einen in der That tragischen Ausgang nahm.

Die „Hoffnungen auf den Arm eines tugendhaften, gefunden und frischen Weibes“ gingen zu Scheiter. Er tröstete sich mitunter durch Resignation. „Ist's denn etwas so Herrliches, ein Mädchen von Stande zum ehelichen Gemahl zu haben? Ist nicht oft eine Feldblume besser und reizender als eine aus der Stadt oder — wovider Gott sei! — wohl gar vom Hofe?“ — Hofweiberliebe erschien ihm wie ein Regenbogen, schön allein vergänglich. Dagegen hat er in München und Lorch en der „Feldblume“ wie dem „Edelsträulein“ ein wunderzartes Denkmal gesetzt. (Vgl. Lebensl. Jubelausg. Buch I. Kap. 6; II, 5; III, 7.)

Jedenfalls setzte Hippel nunmehr all seine Willenskraft daran, angesehen und reich zu werden, um jener „Partie“ sich würdig zu machen. Daß solches mißlingen mußte, ist vorauszusehen. Selbst der spätere Versuch, den „Adel seiner Familie zu erneuern“, konnte zu diesem Ziele nichts bei-

tragen. Mit großer Energie warf er sich zunächst auf das Studium der Rechte. Anfangs hatte er zwar, wie seine Freunde Scheffner und Neumann, aus Verzweiflung Soldat werden wollen (vgl. Lebensl. Jubelausg. Buch III, 6). Aber der wissenschaftliche Zug überwog. Unter Funk und Schinemann studierte er Jurisprudenz, wobei seine große Sprachkenntnis ihm sehr zu Gute kam.

Gleichwohl fühlte er sich elend und lebensfatt. Dazu hatte er noch immer kaum sein täglich Brod. „Nackt fliehe ich in der Weisheit Arme“ — schrieb er damals einem Freund. Um „von sich selbst los zu kommen“ erschien ihm das probateste Mittel fleißig zu sein. „Wer zu viel an sich denkt, mit sich zu viel umgeht, verdirbt nicht nur die Zeit als ein schlechter Spieler, sondern ist auch in keiner guten Gesellschaft. Denn in uns wohnt wahrlich — wie Paulus sagt — nichts Gutes. Wer nicht durchaus fleißig sein, das heißt: sich von sich entfernen kann, thut tausendmal besser in Gesellschaft zu gehen als zu Hause zu bleiben.“

Dieser goldenen Regel gemäß, stürzte er sich nun in die Arbeit. Vor der juristischen Schlußprüfung und seiner Verteidigung als Advocat reichete seine Geld nur noch für eine frugale Mahlzeit.

In wenigen Jahren ward er einer der gesuchtesten Advocaten Königsbergs. Sein Verstand, seine sonore Stimme, seine oft bewunderte „Declamation“ machte ihn — wie Schlichtegroll erzählt — bei dem damals meist mündlichen Gerichtsverfahren zu einem beliebten Rechtsgehilfen. Seine lebhaftige Neigung zu criminalistischen Detailuntersuchungen zeigt sich auch in den „Lebensläufen“ bei dem sehr breiten Bericht über den Criminalprozeß gegen München (vgl. Jubelausg. II, Kap. 10).

Während er in geselligen Kreisen, namentlich Damen gegenüber, leicht schüchtern war und bei seiner Kurzsichtigkeit sich auch stets etwas unfrei bewegte, bewies er in officieller Lage große Repräsentationsfähigkeit, hatte eine besondere Kraft über die Gemüther und schien zum Herrschen und Befehlen geboren.

Nachdem er eine Zeitlang advocirt hatte, ward er zuerst Stadtrath, dann Criminalrath (Hofhalsrichter) und endlich im Jahre 1780 Bürgermeister und Polizeidirector in Königsberg mit dem Titel „Kriegsrath“. Es ruhte eine große, verzweigte Geschäftslast auf seinen Schultern. Er hatte so zu sagen keine Zeit, an's Heirathen zu denken. Für die Herstellung des neuerworbenen Danziger Hafens, für die Erneuerung der preussischen Justiz ist er eifrig bemüht gewesen und fand für seine praktische wie literarische Thätigkeit in dieser Hinsicht die gerechte Anerkennung bei dem von ihm hochverehrten, auch in den „Lebensläufen“ (Jubelausg. Buch III, Kap. 5) verherrlichten König Friedrich II.

Trotz dieser amtlichen Ueberhäufung hat er es vermocht, seiner Neigung für belletristische Arbeit nachzugehen und auch Zeit für einen sehr regen freundschaftlichen Verkehr zu gewinnen. Denn Beides kennzeichnet sein Königsberger Berufsleben.

Zunächst schrieb er ein paar, jetzt längst vergessene Lustspiele (1765), von welchen das eine: „Der Mann nach der Uhr“ Anerkennung fand, namentlich auch von Lessing in seiner Dramaturgie recht günstig beurtheilt wurde. Das Stück ist, obwohl von keinem ästhetischen Werth, doch für Hippel's Charakter und Geistesrichtung bedeutsam. Er war selbst ein „Mann nach der Uhr“, obwohl er nie eine getragenen haben soll! Um 5 Uhr Morgens war er am Schreibtisch; um 7 des Sommers, um 8 Uhr des Winters erschien

er bereits im Magistrat. Und wenn dann Einer der Collegen zu spät in den Rath kam, pflegte der gestrenge Herr Bürgermeister den nächstsitzenden Rathsherrn zu ersuchen, seine Uhr doch mit der Stadtuhr zu vergleichen. Außerdem bewiesen diese seine dramatischen Jugendarbeiten, daß er ein lebendiges Interesse hatte für die Hebung der Schauspielerkunst. Ich verweise den Leser auf die höchst lebendigen dramatischen Partien in seinem Hauptwerk (Jubelausg. Buch II, Kap. 1 - 3).

Außer manchen kleinen Schriften (über Freimaurerorden und juristische Materien) erschien 1774 auch anonym sein berühmtes Buch: „Ueber die Ehe“, welches bis 1793 vier Auflagen erlebte und von welchen er die letzte der Kaiserin Katharina widmete! — Je mehr seine wirklichen Aussichten auf eine glückliche Eheschließung zurücktraten, desto mehr gab er sich der idealen Verherrlichung des Ehestandes hin in diesem geistvollen, aber etwas überreizten Buche. Die Ehe gilt ihm hier im wahren Sinne als eine „hohe Schule“. Zur Vorschritt, sich selbst kennen zu lernen, gehört nach ihm nothwendig auch die Kenntniß des Weibes, wenn man anders den Namen eines Menschenkenners verdienen wolle. Nirgends sei dazu besser Zeit, Ort und Gelegenheit als im Hausstande. „Daß ich nicht verheirathet bin und daß ich kein Geistlicher geblieben, hat mir oft traurige Stunden gemacht“ — so bekennet er später in seiner Selbstbiographie.

Sein Hauptwerk, die „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ erschienen (1778 - 81) als er in der Vollkraft seines Alters und im Höhepunkt seiner amtlichen Wirksamkeit stand. Wir haben die hohe Bedeutung jenes Werkes bereits ausführlich kennen gelernt.

Erwähnung verdienen noch seine poetisch zarten „Handzeichnungen nach der Natur“ vom Jahre 1790 und sein 1792

herausgegebenes Buch „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber“. Es ist das die Abhandlung, wo er seine Hagestolzstimmung in krankhafter Schwärmerei für Frauenemancipation kund werden läßt. Auch hier scheint die Begeisterung für das gewaltige Weib auf dem Thron der Cäsaren mitgewirkt zu haben.

Sein letztes Werk sind seine „Krenz- und Querzüge des Ritters A—S“ 1794 4, eine Art verunglückter Donquixotiade. Geistreich und pikant, mit oft sprühendem Witz wird das Adeltum und alles Illuminatenwesen gegeißelt und verspottet. Aber das Buch ist wegen der breiten und doch sprunghaften Darstellung noch schwerer zu genießen als seine übrigen Sachen, namentlich da seine eigentlich schöpferische Kraft hier bereits erlahmt zu sein scheint. —

Nachdem Hippel, wohl in Folge seiner Ueberanstrengung, schon lange gekränkelt, ereilte ihn der Tod noch im rüstigen Mannesalter. Er starb an der Brustwassersucht den 23. April 1796 im Alter von 55 Jahren.

Obwohl er oft herrlich und freudig vom Tode geredet, ja in seinen „Lebensläufen“ vielfach einer Art „Sterbephilosophie“ das Wort redete, durch welche er sich „mit dem Tode zu familiarisiren suchte“ (Gervinus), so wurde ihm doch der letzte Kampf unsäglich schwer. Er fürchtete den Tod derart, daß er sogar sein Testament zu machen sich nicht entschließen konnte. Noch fast bis zuletzt arbeitend und sammelnd, hat er sich bis kurz vor seinem Sterbestündlein in seinem Lehnstuhl an den Schreibtisch tragen lassen, bis die Kräfte erlahmten und er zusammenbrach. — „Sie wissen nicht!“ — schreibt er in diesen letzten Tagen schweren Siechthums seinem Freunde Joh. Scheffner — „Sie wissen nicht, welchen Werth das Leben hat, wenn es zu Ende geht.“ Obwohl seine sonst so feurige Lebenskraft durch aufreibende

Thätigkeit, durch mancherlei Kummer und bittere Erfahrungen schier „dahin war“, konnte er die Todesfurcht doch kaum bemeistern, — ein Beweis, wie weit oft Theorie und Praxis auseinanderliegen, — eine tragische Illustration zu Hippel's eigenem Bekenntniß: „Es giebt Tage, wo ich fliege und Tage, wo ich verzweifle!“ Per aspera ad astra — war sein Lebenswahlspruch. Und wahrlich, das Leben hat ihm mehr die rauhe Seite zugekehrt und an seiner eigenen Natur hat er am schwersten zu tragen gehabt.

Deshalb wollen wir nicht „allzugerecht“ sein in der Analyse seiner handgreiflichen Schwächen und Fehler. Es ist und bleibt höchst merkwürdig an diesem räthselhaften Charakter, in wie mannigfaltigen Beziehungen er mit sich im Widerspruch erschien. Er, der früher (1777) mit einer gewissen Begeisterung zum Freimaurerthum sich bekannt hat, spricht sich in seinem letzten Werk nur spottend über alle Geheimbünde aus. Derselbe Mann, der für die Ehe schwärmt, bleibt selbst ehelos und verknöchert allmählich im Hagestolzenthum. Er, der den Adel seiner Familie zu erneuern bestrebt war, hat die vornehmen Standes-Anmaßungen auf's Schärffste gegeißelt. Er war ein Mann, der das Geld so gering schätzte, daß er geradezu verächtlich davon sprach: „Geld ist wie Wasser, wenn es steht, stinkt es: zum Ab- und Zufließen ist es da.“ Und doch wurde er schließlich ein solcher Sammler, daß er 140000 Thaler aufhäufte und für gute Stiftungen und Legate den Seinen hinterlassen konnte. Nicht uns, denen die Herzenskündigung fehlt, steht ein endgültiges Urtheil darüber zu, wie Hippel eigentlich zum irdischen Gut stand. Wer in der Jugend hat darben müssen, kommt nachher leicht in die Sammlerwuth. Daß er aber auch in dieser Hinsicht es ernst gemeint, geht unter Anderem aus einer Stelle der „Lebensläufe“ hervor, die hier ihren Platz finden möge, da sie

in der vorliegenden „Jubelausgabe“ fehlt: — „Wer weiß es nicht — Christus war ganz und gar nicht für den Reichthum. Und da derselbe wirklich an sich etwas Unnatürliches ist, wie schwer ist es hier, ein guter Amtmann zu sein. Gott! Wende den Reichthum, wend' ihn von mir, wenn ich die Buchhalterei nicht verstehe, die vor Dir gilt.“

In dem tief verhüllten Geheimniß seines Charakters vermochten sich, wie in jener ganzen Zeit, alle möglichen Gegensätze zu vereinigen. In ihm durchdrangen und begegneten sich Frömmigkeit und Zweifelsucht, Schwärmerei und Geschäftssinn, Melancholie und Humor, Tragik und Komik, Herzenswärme und Verstandeskälte, zurückhaltende Verschlossenheit und schroffes Geradezu, Begeisterung für die Monarchie und eine mitunter an Sansculottismus streifende Freisinnigkeit, Herrschsucht und Freundlichkeit, Gewaltthätigkeit und Gutmüthigkeit u. A. m. Dieser Widerspruch in seinem Wesen hat oft selbst seine intimsten Freunde wie Scheffner und Hamann, Kant und Deutsch, Jentsch und Loujon an ihm irre gemacht.

Indessen der alte treuherzige Schlichtegroll, welcher ohne „schöne Täuscherei“ Hippel's Leben beschrieb (Nekrolog 1796 und 97), mochte wohl Recht haben, wenn er darauf hinwies, daß jeder Mensch in seiner Entwicklung mehr oder weniger das peinliche Räthsel solcher Widersprüche in sich trage. Das ist das Hamlet'schicksal fast aller tiefer angelegten Menschen. Das ist ja auch der geheimnißvolle Reiz in dem Shakespeare'schen Hamleträthsel, das noch kein Mensch aufgelöst hat. Namentlich ist es natürlich, daß ein bedeutender Mann auch Fehler erzeuget nicht wie gewöhnliche Menschen. „Das Höchste auf Erden“ — bemerkt Schlichtegroll — „hängt oft mit dem Niedrigsten zusammen. Wir Andern haben unser Göttliches und Irdisches meist näher beisammen.

In dem Ungemeinen sind Fleisch und Blut mit Geist und Herz keine so gute und getreue Nachbarn.“ —

„Die Vermischung des Scheins und Seins“ — sagt ein anderer Kritiker Hippel's (Th. Mundt) — „trübt ja die Reinheit fast aller großer menschlicher Charaktere. In Hippel rieb sich innerlich die ideale Seite seines Lebens mit der materiellen so unablässig und versöhnungslos, daß sein Charakter in der That eine wahre Tragödie der Widersprüche ist.“ — Ein solcher Charakter mag der ihn umgebenden Welt meistens nur das schroffe Schwertgeklirr seines inneren Widerstreits zu hören gegeben haben, während der verborgene Kern seines Wesens sich gerade in den Schriften Hippel's zu blüthevollem Leben entfaltete. Solch ein schwer angefochtener Charakter muß sogar — im tieferen Sinne betrachtet — anziehender erscheinen als jene glatten gesellschaftlichen Persönlichkeiten, welche wegen ihrer Stofflosigkeit weder mit sich selbst noch mit der Welt je in Widerspruch gerathen können, daher nie abstoßend befunden werden und, durch ihre leichte Beweglichkeit überall Glück machend, vorzugsweise als anziehende Naturen zu gelten pflegen.

Selbst im Verkehr mit seinen nächsten Freunden gab er oft Anlaß zur Mißstimmung und Mißdeutung, obwohl sie den Umgang mit dem geistvollen und tüchtigen Manne schätzten und suchten. Er sah sie gern und oft bei sich, namentlich Mittags, wo er stets einige Bekannte in sein gastfreies einsames Haus lud. Da verstand er es trefflich, das Gespräch auf die tiefsten und höchsten Fragen des Lebens zu führen und in lebhaftem, geistigem Austausch zu discutiren. Dann pflegte er nachher, wie bei all seinem Lesen und Denken, die besten Gedanken, die in solchen Gesprächen vorkamen, in seinen „Vorrichs“, d. h. in seiner Sammelmappe aufzuzeichnen, um sie wohl gelegentlich bei seinen schriftstellerischen Ar-

beiten zu verwerthen. Daher die vielen, höchst lebendigen Unterredungen in seinem Hauptwerk.

So klingen in dem Gespräch des kurischen Pastors mit dem skeptischen Herrn von Geldern (Lebensl. Jubelausg. Buch II, Kap. 1) genau die Gedanken durch, die Hippel selbst aus einem Gespräch über das Gebet mit seinem Freunde Kant uns berichtet. Kant pflegte oft nach der Mittagstafel bis zum Abend spät bei ihm zu sitzen — „nicht um des Leibes, sondern um der Seele zu pflegen“ — erzählt Hippel. „Da habe ich häufig mit ihm über das Gebet gestritten. Und ich glaube fast, daß in dem gewöhnlichen Sinne, in welchem das Wort häufig genommen wird, ihm — der nicht beten wollte — nicht viel entgegenzusetzen sein wird. Dieser exemplarische Philosoph, dessen Umgang mir allemal sehr schätzbar und lehrreich gewesen, ist der Meinung, daß es der Schwärmerei Thür und Thor öffnen hiesse, wenn man etwas Unsichtbares geradezu anreden wollte.“ Hippel verweist dem gegenüber auf das „innerste Herzensbedürfnis“ mit Gott in lebendigem, geistigem Verkehr zu stehen. An Gott glauben, beten, Gutes thun, Liebe üben — das ist ihm Alles Eins. „Im Gebet, wenn es ernstlich ist, hat man Alles . . . Beten, um sich Gott zu vergegenwärtigen, ist philosophisches Manna, womit Gott uns, seine Kinder, sättigt. — Vater, stärk uns den Glauben!“ — schließt Hippel jenen Bericht. Man könnte hinzufügen: „und hilf unserm Unglauben.“ Auch hier wieder dasselbe unruhige Hin und Her, wie in allen seinen wogenden, und doch durch ihre innere Wahrheit anziehenden Herzensergüssen.

Das Gebet sah er selbst wie sein „Tagebuch mit Gott“ an. Dem Cultusbedürfnis blieb er fast bis zuletzt treu. Pastor Fischer und Borowski waren seine liebsten Prediger. Zu Hause erbaute er sich gern einsam an seinem Flügel,

obwohl er sonst die Musik als eine „allen Gegenständen des menschlichen Berufes untergeordnete Kunst“ ansah. Er pflegte die Choräle selbst zu spielen und allein dazu zu singen. Namentlich am Sonnabend — welcher ja auch in den „Lebensläufen“ eine große Rolle spielt — ließ er sich gern die am nächsten Sonntag zu singenden Lieder vorher geben, um sie für sich erst durchzusingen.

Alle seine religiös-sittlichen Ideale faßte Hippel gern zusammen in den Gedanken des Reiches Gottes als eines „Reiches des Friedens, wo man Alles um Gottes willen thut“. Allein je länger je mehr verzweifelte er an der Verwirklichung desselben auf Erden und huldigte schließlich einem verbitterten Pessimismus, der an allem wirklichen Fortschritt verzweifelte. Das tritt z. B. am Schluß der „Kreuz- und Querzüge“ zu Tage, wo er sagt: der Mensch sei „collective“ fein Haar breit vorwärts gekommen. „Die Schminke nur ist verfeinert und ein wichtiger Handelsartikel geworden, auf welchen mit der größten Sicherheit zu speculiren ist.“

Dem Grundgedanken jener Zeit, der Toleranz, blieb er bis an sein Ende herzlich zugethan. Sie erscheint ihm, gerade wie die Pressfreiheit, für der „Seelen Nothdurft und Nahrung“ unumgänglich. Mit lobender Anerkennung Friedrich II. und seiner weltbekannten Toleranz sagt Hippel (in seiner sehr pikanten Schrift: „Zimmermann I. und Friedrich II.“ vom J. 1790): „Wo der Schriftsteller nur nicht Personen verletzt — in Betreff der Sachen sei es Jedem erlaubt zu sagen was er will. Was müßte das für eine Wahrheit sein, die das Licht nicht vertragen kann? Und wie der Mensch, so lernt auch der Staat mehr von seinen Feinden als von seinen Freunden.“ In Betreff der Toleranz schreibt Hippel in seiner Selbstbiographie (S. 306 ff.): „Wenn ich auf Seel und Seligkeit befragt werden sollte,

was denn jetzt (1791) in meinem Herzen und in meiner Seele vorgehe, so würde ich nichts anders antworten können, als daß ich allen heterodoxen Zwang ebenso hasse wie den orthodoxen; und daß es Mord sei, in Sachen des Verstandes und des Willens gewaltsam zu verfahren. Schon das Wort Religionsedikkt macht mich zittern und beben. Es muß so Manches durch einander wachsen bis zur Erndte — ohne daß ein Herodes und Pilatus oder Hohepriester Caiphas sich dreinmischen dürfen.“

Wo er aber positiv antworten sollte, blieb seine Ansicht wie sein Charakter ebenso doppelseitig und eklektisch, wie die ganze damalige Geistesrichtung. Das trat auch in dem Verhältniß seiner theoretischen und praktischen Begabung und ihrer Bethätigung sehr auffallend zu Tage. Hippel war sehr vielseitig und spöttelte gern darüber, daß Kant und Kraus „diese trefflichen gelehrten und achtungsvollen Männer nicht fähig wären ein Land, ein Dorf, ja nur einen Hühnerstall zu regieren, — nicht einen Hühnerstall, sage ich . . . . Kant hat gegen mich oft die Klage ausgesprochen, daß er nicht drei zu zählen im Stande sei; er meinte, daß er nicht drei Sachen, die im akademischen Rektorat vorstelen, zu übersehen vermöge.“ Hippel behandelte die bloße Theorie stets geringschätzig; wie er denn allezeit die Thatkraft der Römer als nothwendig ergänzendes Moment zum ästhetisch-idealen Feinsinn der Griechen ansah. „Denker und Handler, Geschmack und Thatkraft, Ideal und Praxis — und ebendeshalb Griechen und Römer zu combiniren“ (auch in den Schulen) — hielt er für die größte Weisheit. „Die Aufklärung ist die wahre, die eine schöne Denkart mit echten Handlungen paart.“ Jeder große Mann dürfte nicht bloß ein speculativer Kopf sein, der lediglich mit seinen Gedanken Handel und Wandel treibt; es gelte vielmehr fleißig zu

sein in guten Werken, und die Handlungen so blank und klar darzulegen, daß Jedermann — wie mit dem Golde — wisse, woran er sei. „Ein dergleichen Thatenmann führt Alles auf den Markt, er stellt sich selbst in der That dem Volke — nicht dem Pöbel — vor, ein gewaltiger Unterschied!“ —

So zerarbeitete sich auch Hippel für die Oeffentlichkeit und war in Wirklichkeit ein energischer Thatenmann im römischen Sinne. Gleichzeitig aber vertiefte er sich gern in wissenschaftliche und ideale Interessen und huldigte wie ein klassischer Grieche dem feinen Geschmack. Das zeigte unter Anderem sein schönes, eigenes Haus im Rossgarten, welches Hamann (W. VI, S. 81) als ein „hochadliges Stammhaus in Königsberg“ bezeichnet. In seiner ganzen Wohneinrichtung und ihrem sinnig künstlerischen Schmuck prägte sich jener ästhetische Sinn, wenn auch zum Theil im allegorischen Zopfgeschmack jener Zeit, aus. Er besaß die schönsten Oelgemälde und eine ausgewählte Bibliothek, auf welcher als Ueberschrift die Worte prangten: „Mehr sein als scheinen, — allein und im Kleinen!“ Ein Nebenzimmer war ganz und gar den Verstorbenen gewidmet. Aus vielen Decorationen sprachen den Besuchenden mancherlei Erinnerungen des Todes an. Sehr liebte er es Abends nach gethauer Arbeit (gegen 6 Uhr) auf sein Landgut nach den „Hufen“ hinauszuwandeln und dort die von ihm selbst gemachten künstlichen Park- und Landschafts-Anlagen aufzusuchen. Eine ganze Partie derselben war mit Todes- und Kirchhofemblemen ausgestattet. Von dieser Liebhaberei geben die „Lebensläufe“ (vgl. Jubelausg. Buch II, Kap. 1 u. 3; III, 2 u. 8) wiederholt Zeugniß. In seinem Nachlaß fand sich sogar ein Convolut mit „hingeworfenen Gartenideen“. —

Obwohl oder vielleicht gerade weil dieser merkwürdige

Mann durch so viel „Wüstenumwege“, ohne welche — wie er sagte — kein Mensch unter der Sonne in's gelobte Land gekommen ist, — „nach Canaan wandern mußte“, fühlen alle ähnlich gestimmte Seelen eine gewisse Saite im eigenen Innern sympathisch anklingen, wenn Hippel das Geheimniß seines Seelenlebens so voll und originell in Worten zu verkörpern sucht. Seine Gegner und halben Freunde fielen freilich über ihn her, wie „Gewürm über eine Leiche“. Wie heute, so deuteten auch damals gar Manche seine Verschlossenheit als heuchlerische Verstecktheit, seine Amtsstrenge als Herrschsucht, seine Ehelosigkeit als Cynismus, seine Sammelwuth als Geiz, seine aufopfernde Thatkraft als selbstsüchtige Gewaltthätigkeit. „Der todte Löwe konnte sich nicht vertheidigen. Ihn verfolgte das harte Geschick der Ehelosen. Keine liebende Hand drückte dem Sterbenden die Augen zu“ (Th. Mundt). Gegenüber all den mißliebigen Urtheilen, die ihn bitter kränkten, berief er sich muthig und ergeben auf eine höhere Instanz: „Er der aller Welt Richter ist und recht richtet, weiß den innersten Gedanken meiner Seele und den Rath meines Herzens. Er weiß, wie ich ringe, die Menschen zu ihm zu sammeln und wie ich getrost ohne Menschenfurcht gerufen: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes.“

Deß sind seine „Lebensläufe“ ein unvergängliches Zeugniß. Es berühren uns dieselben, weil eben Hippel in ihnen nicht sowohl sein wirkliches als vielmehr sein geträumtes Sein und Leben — wie er es möchte gelebt haben — darstellt, durchaus nicht so peinlich widerspruchsvoll, wie seine wirkliche Persönlichkeit mit ihren harten Gegensätzen. Gleichwohl geht auch durch dieses wundersame Buch eine Tragik hindurch, wie sie jedes tiefere Menschen- und Christenherz kennt und mitzufühlen vermag. Es ist der ewig sich wieder-

holende aufreibende Kampf zwischen dem neuen und alten Menschen, zwischen Geist und Fleisch, zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Herz und Vernunft, zwischen dem Engel und Teufel in uns. Sofern auch heut zu Tage die harten Dissonanzen eines tief empfundenen Welt Schmerzes allüberall nach Auflösung schreien, dürfte Hippel's aus dem tragischen Schmerz herausgeborener Humor bei manchen verwandten Seelen Anklang finden.



Aus Allen aber, die wir in den baltischen Provinzen echt deutschen Sinn bewahrt haben, muß es wohlthuend berühren, daß sich in diesem Buche ein so bedeutsames Stück Welt- und Menschheitsleben auf unserem heimathlichen Boden abspinnt. Gerade hier bei uns wird es nicht an Hippelfreunden fehlen, die — wie ich hoffe — auch in diesem neuen Gewande den alten Bekannten herzlich aufnehmen und begrüßen werden.

Vor einigen Jahren noch hat Julius Eckardt — ich erinnere an seine kurlischen Studien „zu herzoglichen Zeiten“ (vgl. Riga'sche Stg. 1865, No. 25 ff.) — die kulturgeschichtliche Bedeutung der Hippel'schen „Lebensläufe“ für die baltischen Provinzen und namentlich für das „Gottesländchen“ — wie die Hippel'sche „Pastorin“ Kurland am liebsten nannte — in geistvoller Weise geschildert. Besser wie Hippel — das erkennt Eckardt ausdrücklich an — hat Niemand die Kurländer ergründet. Das ist um so bedeutender, als für die genaue Erkenntniß der baltischen Sitten jener Zeit die Quellen nicht gerade reichlich fließen. Ja, man braucht nur „das Kostüm der herzoglichen Zeiten ausziehen“ und man hat den Kurländer, wie er jetzt noch lebt und lebt.

In den Kurländern aber hat sich, wie Eckardt richtig bemerkt, der baltische Typus am originellsten ausgeprägt. Unsere Eigenthümlichkeiten haben sich in ihnen am frischsten entwickelt, so daß man, um den baltischen Menschen verstehen zu lernen, den Kurländer studirt haben, um recht eigentlich „zu sich zu kommen“, in Kurland gewesen sein muß.

„Die Culturländer des Westens kann man mit Hilfe einer guten Bibliothek durchforschen. Von seiner nächsten Umgebung aber erfährt der Lirländer höchstens etwas durch den Augenschein. Vollends über Kurland giebt es eigentlich nur eine Quelle, die den Leser in das Herz des kurlischen Lebens einführt: Cruse's treffliches Geschichtsbuch, das in einzelnen Streiflichtern den Geist des Landes in lebendigster Weise charakterisirt.“ — Da bieten dem Hippel's „Lebensläufe“ in dieser Hinsicht eine erwünschte Ergänzung. Sie enthalten eine wahre Fundgrube der Sittengeschichte jener Zeit. —

Zu besonderer Freude gereicht es mir, meinem früheren alten Dorpater Collegem Dr. A. Christiani, dem gegenwärtigen Generalsuperintendenten der baltischen Hauptprovinz, dieses Buch in seiner neuen Gestalt zueignen zu können. Gelten doch auch ihm all' jene, das Superintendenten-Amt verherrlichenden Worte, wie sie im Hippel die gute Pastorin so oft im Munde führt, wenn sie darauf stolz ist, daß sie „von väterlicher Seite fünf, von mütterlicher Seite vier Ahnen aus dem Stamme Levi und darunter zwei Pröpste und Einen Superintendenten“ aufzuzählen vermag. Ist sie doch als antiultramontane Lutheranerin fest davon überzeugt, daß schon Paulus — nicht Petrus — „Superintendent unter den Aposteln gewesen“; und daß bei uns zu Lande „der Superintendent über die Seelen zu regieren habe wie der kurlische Herzog über die Leiber“. Ja zu ihrem

Sohne Alexander, den sie trotz seines heidnischen ärgerlichen Namens „schon vom Mutterleibe als zum Superintendenten bestimmt“ ansah, spricht sie jenes, jedem Träger des hochheiligen Amtes noch heute geltende Wort: „Du bist, mein Sohn, zu Superintendenten = Freuden und = Leiden geboren und erkoren, zu hoher Würde und schwerer Bürde.“

Möge unserem alt bewährten greisen Hippelfreunde es unter Gottes Beistand und zum Segen des Landes noch lange vergönnt sein, diese „Bürde“ zu tragen. Seine Zustimmung hat mir in nicht geringem Maße die Kraft und Freudigkeit zu der hier vorliegenden Arbeit erhöht und gestärkt. —

Dorpat, um Pfingsten 1878.

Alexander von Ottingen.



Erstes Buch.

Im Elternhause.



Erstes Kapitel.  
Herkunft.

Ich bin in Kurland auf dem Pastorate Ilfen geboren, wo mein Vater seit dem Jahre 1739 Prediger war. Nach der kurlischen Landesprache wurde er „Bafnizas-Kungs“ genannt oder „Bafnizkungs“, wie die Letten der beliebten Kürze wegen sprechen. Es war seine Kirche eine Kirchspielskirche oder eine solche, in deren Nähe — wegen des Com-patronats-Rechts des Adels — manches Gewehr beim Jagdvergnügen losgeschossen worden. Solches war unter einigen Daumschrauben dem Kirchspiels-Adel — ich glaube vom Herzog Friedrich Casimir — ausdrücklich zugestanden worden.

Ich kann nicht sagen, daß mein Vater eine vorzügliche Neigung gegen mein Vaterland hatte. Mit kurlischen Freunden mußte er sich deshalb oft herumstreiten, wenn sie den Namen ihrer Heimath aus uralter Zeit, sei es vom flusse „Chronus“ (wodurch die Memel angedeutet würde) sei es von „Kur“ oder „Kurfemme“ herleiteten, welches so viel andeuten sollte als ein Land, das an der See liegt. Es dreckselten und arbeiteten die kurlischen Freunde so lange an

den Buchstaben und Sylben herum, bis endlich, so wie in der heiligen Schrift, herauskam was zu suchen war.

„Es ist viel von Gottes Wort zu sagen“ — pflegte dann mein Vater zu bemerken und blieb in seinem Widerspruch unbiegsam wie der kurlische Käse und auch so dicht und fest wie er. Wenn die kurlischen Freunde beim Kämpfen für ihre Heimath zum Unwillen übergingen, wurde mein Vater ein Philosoph. Zum Kurländer konnten ihn weder gute noch böse Gerüchte machen.

„Wo ist denn unser Vaterland?“ — so sagte er oft. — „Seitdem die neue Welt entdeckt worden, ist auch sie ein Theil von unserem Geburtsorte. Bin ich im Gefängnisse, beim Gastmahl, am Hofe, in der Stadt, auf dem Lande, in Mitau, auf dem Iffenschenschen Pastorate, — ich bin beständig zu Hause. Ein Thor sagt, daß er vertrieben sei; ein Weiser hat nur eine Reise unternommen, wenn — er im Exil ist! Oft ist man in seinem Vaterlande ein Sklave und im Exil in Freiheit. Wer — aus Athen ist, fragt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Der Weise ist — aus der Welt!“

Auf die Frage also: „was für ein Landsmann?“ antwortete mein Vater wie Diogenes: „Kosmopolit! — Die Sonne ist die Fahne, der ich geschworen. Die Erde ist unser aller Mutter. Saure Grüze und Bierkäse — ein paar kurlische Original-Essen — sind wie Pflirsche und Melonen eine Gabe Gottes. Wer's mit Dankagung empfängt ist ein Weiser!“

Mein Vater freute sich zwar dessen, daß es auch in Kurland „Knochen gebe, die Mark haben“. Aber er meinte doch, der Prophet gelte nicht, wo er geboren sei. „Gott ist überall, — Er, der nicht Lust hat an — Cavallerie oder Stärke des Rosses, noch Wohlgefallen an Infanterie

oder Jemandes Weinen, sieht nur auf die, die seinen Namen fürchten und auf seine Güte hoffen.“

Und wenn die Kurländer sich auf ihre Freiheit und schier republikanische Lebensweise beriefen, erwiederte mein Vater: „Heute ist ein Land frei und morgen — liegt's einem Tyrannen zu Füßen, der seine Hand in's warme Blut des Erstgeborenen, eines Vertheidigers seines freien Vaterlandes, eintaucht, um das schreckliche Jahr, da die Freiheit unterging, am Rathstisch anzuzeichnen!“ —

Es pflegte der gute ehrwürdige Mann von Kurland zu weilen als von einer Herberge zu reden, wo man sich oft länger als man wünscht, weil der Reisewagen gebrochen ist, aufzuhalten gezwungen sieht. „Bei mir zu Hause essen wir um diese Zeit Spargel,“ pflegte er zu sagen; „bei mir zu Hause raucht man um diese Jahreszeit eine Pfeife Tabak in der freien Luft; bei mir zu Hause hat man Trauben und den Wein bei der Quelle.“ —

So ungern er also auch im Herzen in Kurland zu sein schien und so oft er im Stillen durch's Fenster gesehen haben mag, ob der Reisewagen noch nicht in Ordnung wäre, so hielt er dennoch mit seiner Abneigung zurück. Wer ihn aber nach seiner Heimath fragte (sein Weib und Kind nicht ausgenommen), setzte ihn und sich selbst einer großen Verlegenheit aus.

„Bei mir zu Hause,“ fing er wie gewöhnlich an; — und ich war noch im zartesten Alter, als ich ihn fragte: „Lieber Vater, wo ist denn dein Haus? Wir wollen hin, du, die Mutter und ich! Ist es wohl so schön als dieses hier?“ — Ich zeigte ihm meines von Kartenblättern. Meine Mutter, welche eben seinen Kragen zurecht legte, ließ dieses heilige Halsband fallen, sprang schnell auf und ging davon, als ob sie auf allen Antheil in Betreff meiner Frage und der

künftigen Antwort Verzicht thäte. Sie war indessen, wie ich es deutlich merkte, nach der Weiber Weise bloß dem Auge meines Vaters entgangen. „Vielleicht sagt er es dem unschuldigen Kinde,“ — dachte meine Mutter ohne Zweifel, da sie sich in der besten Ordnung zurückzog — „wovon er mir allemal ein Geheimniß gemacht hat.“ —

„Lieber Sohn,“ fing mein Vater an, als ob er von einem Vorbeigehenden wegen seiner Reise eine Auskunft erhalten oder in eine Reisekarte gesehen hätte; — und meine Mutter machte die Kammerthüre, hinter welche sie sich weislich gestellt hatte, drei Zoll weiter auf. — „Lieber Sohn, im Himmel ist unser wahres Vaterland; hier unten sind wir Fremdlinge und suchen das, was droben ist. Wir sind in Hinsicht unseres Körpers Gottes Pilger, in Hinsicht unserer Seele Gottes Bürger. Als die Pilgrime, heißt es darum, führt einen guten Wandel!“ —

Hiebei sah mein Vater so gerührt aus, daß, wenn ich nicht seinen Worten geglaubt hätte, ich jedenfalls jedem ehrwürdigen Zuge seines Gesichts hätte beipflichten müssen, auch wenn ich noch einmal so alt gewesen wäre, als ich's damals war.

Wie böse meine Mutter über den „Himmel“ geworden, weiß ich nicht; allein ich hörte, daß sie die Thür zuzog, als ob sie nicht die mindeste Lust zum „Himmel“ hätte. Ohne Zweifel hatte sie dieses unvermerkt thun wollen, um ihre Neugierde zu verbergen; indessen machte das plauderhafte Schloß ein unzeitiges Geräusch und wurde dafür den folgenden Tag, da mein Vater eine Beichtandacht besorgte, geölt und ausgebeffert.

Soviel ist gewiß, daß der liebe Mann durch jene Antwort, die zwar mich, nicht aber meine Mutter befriedigen

konnte, mich auf den Gedanken brachte, daß man im Himmel früher als in Kurland Spargel äße, gleich früher in der freien Luft eine Pfeife rauche, Trauben hätte und den Wein aus der Quelle schöpfen könnte.

Tausend andere Dinge, die er nachher meiner Mutter erzählte, wie es „bei ihm zu Hause“ wäre, kamen alle bei mir auf die Rechnung des Himmels; und ich war zuletzt dort ebenso bekannt als auf unserm lieben Dörflein, wo ich über jedes Huhn hätte urteln können, wenn über dessen Eigenthum ein Streit gewesen wäre. Manches kam mir freilich sehr bedenklich vor, worunter zum Exempel war, daß man „bei ihm zu Hause“ ohne Nacht- oder Unterhemde ginge und zu seiner Zeit lange Manschetten (die meine Mutter Handblätter nannte) getragen hätte. Eines Tages, da ein Literatus (welches in Kurland eben keinen Gelehrten, sondern ein unselig Mittelding von Edelmann und Bauer bedeutet) mit ungewöhnlich langen Manschetten bei uns des Mittags aß, mußte ich glauben, daß er ein Himmelsbürger und Landsmann meines Vaters wäre und wegen des ganz ungewöhnlichen Maßes seiner Handblätter schon etwas mehr als ein anderer im Himmel gelten müßte. Kaum hatte er nach meiner Meinung das Jammerthal unseres Pastorats mit den seligen Wohnungen der Gerechten vertauscht, — kaum, sag' ich, war er fort, so fragte ich meinen Vater, was ihm der gute Freund für Nachrichten aus dem „Himmel“ gebracht hätte? Und mein Vater nahm Gelegenheit, mir die wahren Begriffe von jener Welt beizubringen, denen mein Herz und meine Seele auf halbem Wege entgegen kam oder beide Glaubenshände zureichte.

Mein Vater war, wenn ich so sagen soll, dazu geboren, von der andern Welt zu reden. Seine Seele, man fühlte es, war im Buche des Lebens eingeschrieben und einer Veredlung

durch den Tod so, gewiß daß, wenn er davon sprach, man glauben mußte — er würde verklärt. Drei Viertel war er dort und nur ein Viertel hier. Gott schenke mir, wenn mein Stündlein vorhanden ist, die Empfindungen, die damals in meiner jungen Seele hervorschoffen, als er mir den Himmel zeigte. Mir fielen die Worte auf's Herz: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. — Mein Vater ward ein Kind, um mit einem Kinde zu reden, und ich fand an mir erfüllt, was von den Kindern geschrieben steht: ihrer ist das Reich Gottes.

Aber wo muß denn das Haus meines Vaters sein, dachte ich. Allein ich unterstund mir nicht, darnach zu fragen; denn, so jung ich war, so merkt' ich doch, daß er seine Ursachen haben müsse es zu verschweigen.

Meine Mutter, wie ich sowohl diesmal als bei anderer Gelegenheit sehen konnte, hatte mein Vater gleichfalls keinen Daumen breit über fünfzig Meilen in die Länge und zehn, zwanzig bis dreißig in die Breite, als so viel die Grenzen von Kurland ausmachen, mitgenommen; daher sie eben so wenig als ich den Ort seiner Geburt wußte. „Die neue Welt,“ pflegte sie zu sagen, — „ist entdeckt; deines Vaters Vaterland würde dem Columbus mehr Schwierigkeiten gemacht haben.“

Was bei dieser väterlichen Verschwiegenheit einem jeden besonders vorkam, war die Gewohnheit meines Vaters, doch alle Augenblicke zu erwähnen, wie es „bei ihm zu Hause sei“. Er kam darüber bei Leuten in Verlegenheit, die er nicht wie mich mit dem Himmel abfertigen konnte; allein ehe man sich's versah, war er nicht mehr in Kurland.

Ich bemerkte auch, nachdem ich größer geworden, daß die Leute über diesen Punkt mit dem guten Manne ein förmliches Mitleiden zu haben schienen, so daß sie dabei die

Achseln in die Höhe zogen als über einen Menschen, der so lange vernünftig wäre, bis er auf sein Vaterland käme und alsdann „sehen“ würde. Es war daher zum Sprichwort bei vielen geworden: „Das ist so unbekannt als des Pastors — Vaterland.“

So geheim mein Vater mit seinem Vaterlande und seiner Familie war, so freigebig war meine Mutter, so oft sie von ihrer Familie etwas zu erzählen Gelegenheit hatte. Sie wußte sich sehr viel damit, daß sie, wie sie sagte, „aus dem Stamme Levi“ wäre. Sie zählte fünf Priester- oder (damit die in Kurland herrschende lutherische Kirche kein Aergerniß nehme) Prediger-Ahnen von Vater- und vier von mütterlicher Seite. Einer ihrer Ahnherren war Superintendent und zwei Präpositi gewesen. Sie rechnete sich, wiewohl von der Seitenlinie, zu den Verwandten des Superintendenten Paul Einhorn, dessen Vater, Alexander Einhorn, der zweite kurländische Superintendent gewesen war; und wenn sie an den Eifer dachte, mit dem Ehren Paul Einhorn sich der Annehmung des gregorianischen Kalenders widersetzte, so schien es, daß sie der nämliche Einhornsche Eifer beseelte. Es hat dieser würdige Eiferer sich die Kalendermärtyrerkrone errungen, indem er im Jahre nach Christi Geburt 1655 Dominica XI. post Trinitatis auf der Kanzel mitten in einer „Kalenderpredigt“ blieb und sein ruhmvolles Leben mit den Worten: „Verflucht sei der Kalend“ — sanft und selig endigte.

Ich würde mich um Alles in der Welt nicht unterstehen, in Absicht der Ahnen meiner Mutter ein Schriftsteller in aufsteigender Linie zu werden, und meine Leser verlieren auch durch die Erzählung der rühmlichen Thaten, Schlachten und Siege nichts, wodurch sich meine Vorfahren mütterlicher Seits, von der geraden und Seitenlinie, um die Kirche verdient ge-

macht. Sie nannte sie oft „Kirchsteine“, um Alles zusammen zu fassen. Dieser hatte lettische Lieder, wie sie sagte, aus „freier Faust“ gesungen, jener einige übersetzt; ein anderer hatte sich dem Superintendenten Daniel Hoffstein, welcher den Exorcismus bei der Taufe der fürstlichen Kinder weggelassen, mit Hand und Fuß (ich brauche ihre eigenen Ausdrücke) widersetzt und ihn dem Teufel übergeben, der nach seiner wohllehrwürdigen Meinung die Complimente nicht erwidern würde, die ihm der Herr Superintendent machte; ein anderer hatte die Ostereier in seiner Gemeinde abgeschafft, welches, wie meine Mutter behauptete, ein aus andern Ländern nach Kurland gebrachter, nicht allgemein im Schwange gehender unchristlicher Gebrauch wäre; und dieser gute Mann war in Kupfer gestochen. Ich weiß bis diesen Augenblick nicht, wie er zu dieser Ehre gekommen war.

Meine Mutter hatte diesen Kupferstich lange verwahrt, ohne davon einen andern Gebrauch zu machen, als daß sie, wie sie sagte, dieses Bild „alle heilige Abende vor Ostern eine Stunde angesehen“. Sie behauptete, daß ich etwas ähnliches in der Gegend um die Augen von diesem ebenso ehrwürdigen als beherzten Manne hätte, obgleich ich davon nicht die mindeste Spur zu entdecken im Stande war.

Es sei nun dieses oder etwas anders die Ursache, genug, meine Mutter wandelte auf einmal der Einfall an, diesen Kupferstich unter Glas zu setzen und unter den Spiegel zu hängen, der im Prunzzimmer des Pastorats gegen Morgen hing.

Mein Vater widersprach diesem Gedanken; und ist also dieser gute Mann, obgleich er die Ostereier abgebracht, nicht der Ehre gewürdigt worden, im Prunzzimmer des Pastorats gegen Morgen unter dem Spiegel zur Schau gestellt zu werden. Sie war etwas ungehalten über meinen Vater, ob-

gleich sie sich solches nicht weiter merken ließ. Indessen war es nicht das erste Mal, daß sie sein Conto mit einer Schuld belastete. Sie faßte dieses und beinahe Alles, was sie sonst noch auf ihrem Herzen und Gewissen hatte, die Noth des ganzen Pastorats zusammen und schrieb's flugs unter die Rubrik: „nicht aus dem Stamme Levi.“ Ihrem Zorne brachte sie ein Opfer, das sie nachher sehr bereute. Sie schickte den Rahmen abzusagen, den sie für jenen Kupferstich bestellt hatte, und war verbunden, obgleich der Rahmen noch nicht zur Hälfte fertig war (und dieses gab zu neuem Uergerniß Gelegenheit), ihn ganz zu bezahlen.

Nachdem sie ihre zu Paaren getriebenen Ideen wieder zu Hauf gebracht hatte, entwarf sie einen neuen Operationsplan, der ihr auch glücklich einschlug, nämlich diesen verdienstvollen Mann in der Speisekammer aufzuhängen. „Hier,“ sagte sie, „kann er sich ohne Rahmen behelfen und niemand wird zu ihm sagen: Freund! wie bist du hereinkommen und hast doch kein hochzeitlich Kleid an?“

Ich kann es nicht schicklicher anbringen, daß meine Mutter bei aller Gelegenheit feierlich war. Es ward im Pastorat mit nichts anderm als mit Weihrauch geräuchert; Alles, was meine Mutter vornahm, ward besungen. Dieses ist der eigentliche Ausdruck. Die Natur hatte sie mit einer sehr melodischen Stimme ausgestattet. Das Bewußtsein dieser Mitgabe der Natur war indessen nicht die Ursache ihres treuflustigen Gesangs. Meine Mutter wird die Ursache hievon gelegentlich selbst angeben. Sie fing, sobald ihr etwas zu Herzen ging, einen Vers eines geistlichen Liedes in bekannter Melodie aus freier Faust (um ihren Einhornschen Ausdruck nicht zu verfälschen) zu singen an; und Alles, was zu ihrem Departement gehörte, so namentlich die Dienstboten- und Hausgenossenschaft, war mit anzustimmen verbunden. Sie

sang mit „Kind und Kind“. Es war daher natürlich, daß jedes, so bei ihr in Dienst trat, zuvor Probe singen mußte, weil außer dem Hausdienst auch eine Art von Küsterstelle durch jedes Hausmädchen vergeben wurde.

In früherer Zeit hatte meine Mutter, nach ihrer selbst-eigenen Relation, die Gewohnheit gehabt, einen jeden herzlichen Vorfall mit einem ganzen Liede zu bezeichnen; mein Vater indessen, der anfänglich bemüht gewesen diese Gewohnheit völlig abzuschaffen, hatte sie doch am Ende nachlassen müssen. Sie ward aber von ihm bis auf einen Vers eingeschränkt, den meine Mutter nicht um die Herzogthümer Kurland und Semgallen gelassen hätte.

Ich hab' es oft erfahren, daß mein Vater zuweilen in späterer Zeit die zweite Stimme extemporierte und meiner Mutter zum Munde sang, so daß er mithin von seiner vorigen Meinung thatsächlich abgegangen war. Meine Mutter rechnete ihm diese Befehrung im Conto sehr hoch an, und je lauter er mitgesungen hatte, je mehr wurde ihm zu gut geschrieben. Das Lied: Ich bin ein Gast auf Erden — schien für meinen Vater gemacht zu sein; und fast ward kein Glas im Hause gebrochen, ohne daß meine Mutter sofort antimmte:

Die Herberg' ist zu böse,  
Der Trübsal ist zu viel;  
Ach, komm' mein Gott und löse  
Mein Herz, wenn dein Herz will;  
Komm, mach ein sel'ges Ende  
Mit meiner Wanderchaft,  
Und was mich kränkt, das wende  
Durch deinen Arm und Kraft.

Ich wette, wenn meine Mutter mit diesem Liede meinen Vater gleich zu Anfang bestochen hätte, sie würde

nicht auf einen Vers begrenzt worden sein. Dabei war ihr Gedächtniß ebenso erstaunlich, als ihre reiche Phantasie.

„Wer keine Einbildungskraft hat,“ — pflegte mein Vater zu sagen, — „hat auch kein Gedächtniß. Ein großes Gedächtniß kann die Urtheilskraft schwächen, allein auch stärken. Wer sich durch hundert Meinungen, die er weiß, nicht stören läßt und noch eine für sich besitzt, hat viel Gedächtniß und viel Urtheilskraft. Die besten Köpfe klagen am meisten über schwaches Gedächtniß. Sie sehen ein, wie viel noch zurückbleibt, was sie nicht wissen.“

Zum guten Gedächtniß gehört, etwas in's Gedächtniß fassen, behalten und sich wieder erinnern. „Sieh bei der Sache auch Ursache und Wirkung,“ — sagte mir mein Vater; — „inoculire Alles auf dein Lieblingsstudium, und es ist dir auch im spätesten Alter, als hättest du es vor'm dreißigsten Jahre, bis zu welcher Zeit beim Menschen Alles in der Blüthe steht, gelernt.“

„Ein jeder Originalkopf wird schnell fassen und schnell vergessen. Etwas bleibt zurück und nur eben so viel, als nöthig ist, um nicht bloß Abschreiber (Copist) zu sein. Ein Großmaul hat ein behaltendes, ein Kopf ein fassendes Gedächtniß. Wenn ein Poet nicht gut faßt, kommt's oft daher, weil er sehen und hören kann und zwar mit Augen und Ohren des Genies; und auch dieser Umstand trägt sein Theil bei, daß er so leicht vergißt. Er kann nichts lesen und hören, was er nicht sogleich mit dem Seinigen bereichert. Er verzinset oft einen Gedanken mit fünfzig Procent, oft mit mehr. Wer Jahreszahlen und Geschlechtsregister behalten kann, ist kein Dichter.“

Lieber Vater, hier macht die Mutter eine Ausnahme. Anlage zur Hauspoesie ist ihr nicht abzuspreehen, und wer ihr kein gutes, massives Gedächtniß zugestehen wollte, dem

vergäße sie diese Beleidigung selbst im Himmel nicht und wenn's auch nur darum wäre, um ihr Gedächtniß zu beweisen. — Was sie behält, ist eisern. Meine Mutter wußte nicht nur alle möglichen Lieder aus- und inwendig, sondern besaß auch eine so genaue Lebensbeschreibung von vielen Liederdichtern, daß sie beinahe den Schöpfungstag von jeder Strophe wußte. Es war ihr von vielen Jahr und Tag bekannt; und was das allermeiste war, sie konnte sagen, was jede ihrer Herzestrophen bei diesem oder jenem für eine „Wundercur“ gemacht hatte. Vor Allem lag ihr „das auserwählte Rüstzeug Dr. Luther“ am Herzen. „Der wußte, was Sang und Klang war!“ meinte sie. „Er ist darum“, — wie meine Mutter behauptete — „zu Eisleben geboren, weil Gott ihn das Eis zu brechen erkoren.“ — „Wir, wir“ — sie sang diese Worte in der Melodie: wir glauben all an Einen Gott — „wir,“ setzte sie ohne Sang fort, „die wir aus Bescheidenheit den Zunamen Lutheraner angenommen, sollten mit dem Vornamen Reformatoren heißen; gewisse andere Leute aber, die nicht paulisch oder kephisch sein wollen können beim Namen Reformirte bleiben. Nach dem Luther muß ich gestehen, keinen besseren Liederdichter als Gerhard zu kennen. Er und Rist und Dach sind ein Kleeblatt; das auserwählte Rüstzeug Luther aber die Wurzel. Gerhard dichtete während dem Kirchengeläute, könnte man sagen. Ein gewisser Druck, eine gewisse Beklommenheit, eine Engbrüstigkeit war ihm eigen. Er war ein Gast auf Erden, und überall in seinen hundertundzwanzig Liedern — ich wünschte wohl, es wären einhundertundsiebenzig wegen der sieben — ist Sonnenwende gesät. Diese Blume dreht sich beständig nach der Sonne und Gerhard nach der seligen Ewigkeit. Bei Paul Gerhard sind viele Lieder so schweremüthig“ —

„Recht,“ unterbrach sie mein Vater, welcher weiterdessen auf und ab gegangen war; — „allein weißt du auch warum?“ — „Warum?“ wiederholte meine Mutter die Frage und sagte dann mit starker Betonung: „weil er nach dem vorgesteckten Kleinod blickte.“

„Nein, weil er ein böses Weib hatte. — Sobald ihn Gott von dieser bösen Sieben erlöste, war keine »Sonnenwende« mehr in seinem poetischen Gärtchen. Was die Kantschippe dem Sokrates war“ —

Dieser Blitz traf das Wort auf der Zunge meiner Mutter; es bebte noch eine Minute auf der bläulichen Oberlippe, allein es war so matt, daß es in der Geburt seinen Geist aufgab. Meine Mutter, die sich ihres Geschlechts überhaupt anzunehmen gewohnt war, mußte von meinem unlevitischen, unpoetischen Vater erfahren, daß er die Asche einer Oberpastorin entheiligte und ein Sacrilegium beging! Das war mehr als sie tragen konnte! — Sie verstummte vor ihrem Scherer; und nach einer guten Viertelstunde allererst, nachdem das Herzgespann nachgelassen, sang sie, ohne zu sagen, von wem das Lied gedichtet war:

Wenn böse Zungen stechen,  
Mir Glimpf und Namen brechen,  
Will ich bezähmen mich;  
Das Unrecht will ich dulden,  
Dem Nächsten

(meine Mutter sang dieses Wort mit einem tiefer Seufzer)

feine Schulden  
Verzeihen gern und williglich.

Dieses war für heute genug am Gemälde meiner Mutter. Nur noch Einiges über ihre äußere Erscheinung und ihre sonstigen Gewohnheiten. Meine Mutter war von mittelmäßiger Größe, hatte braunes Haar, eine sanftgebogene Nase und große Augen, aus welchen sie ein blitzendes Licht

leuchten ließ. Sie war sehr verhältnißmäßig gebildet. Man sah ihren Händen an, daß sie solche nur selten in Handschuhen verschlossen gehalten und doch waren ihnen die Priesterahnen und eine gewisse bewährte Feinheit anzusehen. Papilloten konnte sie nicht leiden. Ich habe nie in meinem Haare Papilloten getragen, obwohl es damals allgemein Mode war. Vater und Mutter waren beide dagegen. Papier im Garten und in den Haaren war ihnen gleich unnatürlich; und meine Mutter sagte, wenn sie einen falschen Menschen beschreiben wollte: Es ist ein Mensch, der sich in Papilloten zu legen versteht. Sehr war sie für Leute, die von Natur lockiges Haar hatten und hielt solche für geborene Pastores!

Noch Manches Eigenthümliche ist mir von ihr erinnerlich. Sie hielt sich nicht rohrgerade, allein fiel auch nicht zusammen. Ein kunstloser, völlig natürlicher Anstand war ihr eigen. Sie schnürte sich nie, ging etwas schnell und ein wenig mit dem Kopfe vorgebogen. Bei ihrer Andachtsbewegung liebte sie es, die Schultern in die Höhe zu ziehen und faltete ihre Hände so, daß man Ausdruck darin sah. Auch gefaltet, bewegten sich ihre Hände und zwar der Ehrfurcht unbeschadet.

Sie kannte keine Menschenfurcht und konnte es namentlich nicht leiden, wenn man Leben und Thaten der hochwohlgeborenen kurischen Herren mit Firniß, Messing, Blech oder Gold überzog. Indessen war sie auch eben so weit davon entfernt, sich zu erdreisten.

Obwohl sie sehr reinlich gekleidet ging und streng auf Ordnung sah, mochte sie doch keine Pedanterie. Sie hielt z. B. keine Wirtschaftsbücher und liebte stets, ohne Etat zu leben. „Wenn der liebe Gott“ — pflegte sie zu sagen — „mit uns Alles zu Buch bringen wollte, wer würde bestehen?“

Sie hatte eine Weise, der Mode nicht untreu zu sein. Indessen brachte sie stets etwas dabei an, wodurch sie sich ihre kurische Freiheit reservirte. Diese Abweichungen kleideten sie vortheilhaft. Eine bloß modische Frau ist gepuzt, eine, die sich selbst etwas vorbehält, hat Geschmack.

Das Weib hielt meine Mutter für eine Null, der eine Eins vorstehen müßte, wenn die Null etwas bedenten sollte. „Die Mädchen“ — sagte sie einmal zu mir — „sind wie Hopfen; sie müssen sich von klein auf rankeln. — Du nicht also, mein Sohn!“ — setzte sie hinzu.

Noch einen Zug um die Nase herum, der sich eben bei mir meldet und es übel nehmen könnte, wenn ich ihn nicht, so spät es auch ist, beherbergen sollte.

Meine kreuzbrave Mutter war eine so große Verehrerin der Reime, daß sie sogar ein Gelübde abgelegt hatte, gewisse Worte nie zu trennen. Kern und Stern, Rath und That, Kind und Rind, Hack und Pack, Dach und fach, Knall und fall u. s. w. waren nach ihrer Meinung Zwillinge, Doppelbrüder. Außer diesem behauptete sie, daß gewisse Reime für einander geboren, im Himmel geschlossen wären und durchaus in's Eheband treten müßten, als da sind: Stank und Dank, Mund und Pfund, Glimpf und Schimpf, Noth und Tod, Kleider und Schneider, Student und Recensent, Schelm und Helm. — „Was Gott zusammenfügt,“ pflegte sie zu sagen, „soll der Mensch nicht scheiden. Wer solche Reime trennt, scheidet eine Ehe; und wer einen andern Reim in diese Stelle aufnimmt, heirathet im verbotenen Grade.“ Sie behauptete, die Reime wären gleichsam die Riemen, durch welche das Gedicht verbunden würde. Ja, ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie bei ihrem „poetischen Trichter“, d. h. gemäß einem damals erschienenen Buche, jenem „in sechs Stunden ein-

zugießenden Unterricht zur deutschen Dicht- und Reimkunst“ — die Regel gab: „trachtet am ersten nach dem Reime der zweiten Reihe, der erste wird euch von selbst zufallen und es wird der Vers wie gegossen sein!“ —

Doch nun in die Speisekammer, auf ein Gericht Eier! —

Es war ein Sonnabend; — denn dieses war ein Tag, den meine Mutter unter den Tagen, so wie die C's unter den Consonanten besonders schätzte. Die C's, weil die Letten diesen Buchstaben nicht haben; den Sonnabend, den heiligen Abend, weil sie selbst, im Fall ich mich so ausdrücken darf, nur ein heiliger Abend war. Meiner Mutter gebührte allerdings eine Glorie, allein nur vom Mondschein. — Wegen des Sonnabends muß ich noch bemerken, daß sie von meinem Vater alsdann wegen der Beichtvesper am wenigsten einen Einbruch zu befürchten hatte, und daß der Sonnabend bei allen Priesterweibern dies festus, ein hervorragender Tag ist.

Es war also ein Sonnabend, da mich meine Mutter mit dem ersten Verse des Liedes:

freu' dich sehr, o meine Seele,  
Und vergiß all' Angst und Qual —

auffang und nach dessen Vollendung mich also anredete: „Leg dein feierkleid an, streu Puder auf dein Haupt und, wenn keiner vorhanden ist, nimm Weizenmehl und sieh heute, wie man dem thut, den deine Mutter ehren will — nach dem Buche Esther im sechsten Capitel und sechsten Verse.“ —

Nach einer langen Deliberation, wie die feierliche Handlung vollzogen werden sollte, ging dieser Triumph- oder Reichenconduct an. Der Triumphator nämlich, welchem diese Ehre in effigie erwiesen wurde, war jener in Kupfer gestochene Vorfahr, von dem ich schon erzählte, daß mein Vater seine Einrahmung nicht gestattet hatte, obgleich der-

selbe „die Ostereier in seiner Gemeinde abgestellt“ und in der „Augengegend“ ein Etwas hatte, worin ich ihm ähnlich sein sollte. Das Bild, die Reliquie, lag auf zwei Folianten. Von denselbigen sollte es hoch hinauf an die Wand der Speisekammer gerade über den Eierbehälter erhoben und dort angenagelt werden. Bei meiner Uebermessung, die mit einer kurischen Elle geschah, fand es sich, daß kein Stuhl hoch genug für mich war, den Kupferstich „dem Himmel nahe genug“ zu bringen, wie meine Mutter sich ausdrückte. Dieses Ziel konnte aber durch Beihilfe der Folianten erreicht werden. Meine Mutter legte dieselben kreuzweise und spreitete ein weißes Tuch über sie. „Man kann,“ sagte sie, „auch dabei seine erbanlichen Gedanken haben.“

Noch gehörten zu diesem Ehrenwerk vier flimmernde Nägelnchen und vier Streifen schwarzes Papier. Diese legte meine Mutter wie Ehrenzeichen neben den Kupferstich. Auf dem Wege von dem Orte, wo ihm der Platz unterm Spiegel gegen Morgen von meinem Vater war abgeschlagen worden, hatte sie Tannenreiser bis in die Speisekammer gestreut. Unterwegs war meine Mutter, wie man in der Affecthitze zu sein pflegt, still. Der Fall war zu groß, um „Sang und Klang“ zu verstatten. Stille Begräbnisse kommen überhaupt der Natur am nächsten, wenn anders der Verstorbene keine lachenden Erben nachläßt. Meine Mutter trug die Füße, ich das Haupt, und so kamen wir in's Sacrum, in's Gewölbe. Es kam mir unterwegs besonders wegen des weißen Tuches so vor, als ob ich eine Leiche trug und meiner Mutter muß es eben so vorgekommen sein, denn sie sagte (dies war Alles, was geredet wurde): „Den Weg, mein Sohn, müssen wir Alle!“ und konnte wohl unmöglich die Speisekammer darunter verstehen. Ich merkte aus Allem, daß meine Mutter eine Rede

an mich halten wollte, und kann vielleicht dieser Umstand mit das Seinige zur Stille beigetragen haben, wodurch diese Handlung geweiht wurde.

„Er hat gelitten, er hat gesiegt,“ fing sie an, „er ist gestorben und siehe, er lebt!“

Schaut, die Sonne geht zur Ruh,  
Kommt doch morgen wieder;

„aus dem Liede: einen guten Kampf hab' ich — auf der Welt gekämpft.“ Diese Citation oder eine Wehmuth, die uns beide anwandelte, lenkte sie vom rechten Wege.

„Dein Ebenbild,“ sagte sie, „mein Sohn, wie ein Ei dem andern; — sei ihm auch an reiner Lehre und reinem Wandel gleich!“ Hier fehlte ohne Zweifel viel. — „Auch“ — fuhr meine Mutter fort, nachdem sie einen Hustenanfall bekommen — „auch — nimm Dich — vor harten Eiern in Acht; sie sind schwer zu verdauen.“ — „Erinnere dich an die Leiter Jacobs,“ sagte sie dann, nachdem sie sich vom Stücksuß erholt hatte, der sie überfiel. Und die Folianten wurden abgedeckt, das Leichenlaken fein säuberlich zusammengelegt und ich sollte versuchen, das Bild hinaufzuhängen. „Zu niedrig,“ sagte sie, indem ich die Höhe erstiegen hatte und zu hämmern anfang; „es stockt in der Speisekammer!“ — „Zu hoch,“ rief sie gleich darauf: „denn ich kann weiter nichts als vier Sterne sehen.“ Sie meinte die flimmernden Nägelchen.

Endlich traf ich die rechte Stelle, und nachdem das Monument fertig war, welches diesem Ehrenmanne um so angemessener schien, als es gerad' über einem Eierbehältniß stand, stieg ich herab und meine Mutter umfing und küßte mich. Es war dieses eine feierliche Umhalsung. Und nun? — Meine Leser werden es mir verzeihen, daß ich sie so lange im Finstern gelassen, ohne zu bemerken, daß meine Mutter vier Lichter auf dem Tische angezündet hatte.

Drei von diesen Lichtern löschte meine Mutter so aus, wie andere Leute ihre Lichter auslöschten. Das vierte, ein abgebrannter Stumpf, war während dieser Zeit dem Verlöschten nahe.

„Komm! steh und lerne sterben!“ sagte sie zu mir. Ich sah ein ausgehendes Licht, und meine Mutter betete mit einer Inbrunst, die mir durch die Seele ging:

Wann mein Herz und Gedanken  
Zergehn als wie ein Licht,  
Das hin und her thut wanken,  
Wenn ihm die Flamme gebricht:  
Alsdann fein sanft und stille  
Laß mich, Herr! schlafen ein  
Nach Deinem Rath und Willen,  
Wenn kommt mein Ständlein.

Ich sah, was meine Mutter sagte; und oft, oft hab ich mein Licht so ausbrennen lassen, um dieses Fest zu wiederholen.

Meine Mutter legte die Hände, sobald Alles aus war, auf mich, um mich priesterlich zu segnen. Wir weinten beide! — Nach einer Weile fing sie an (ich glaube, es sind Alles dieses Brosamen, die von ihrem reichbesetzten Tische fielen, Stücke von der verunglückten Rede): „Die lobwürdigste Fürstin Henriette Louise, Markgräfin zu Brandenburg, ließ sich jenes Lied vorsingen, und obgleich Alles um sie herum weinte, starb sie doch ohne Ach und Weh sanft und selig zu Onolzbad im Jahre Christi 1650, ihres Alters sieben und zwanzig Jahr. — Gott! laß es nur ein Ständlein und nicht eine ganze Stunde sein, — wenn wir heimfahr'n aus diesem Elend!“

Wir brachten die Folianten zu Hause und meine Mutter sang, ohne zu bestimmen, ob's auf Folianten oder auf Kupferstich oder auf alle papiernen Monumente und Denkmäzel gezielt wäre:

Man trägt Ein's nach dem Andern hin,  
Wohl aus den Augen, aus dem Sinn;  
Die Welt vergiffet unser bald,  
Sei jung oder alt,  
Auch unsrer Ehren mannigfalt. —

Seid getrost, verdienstvolle Männer, — (ich will meiner verstummten Mutter aushelfen) — habt ihr nicht das Glück, am Spiegel zu hängen, so ist noch die Speisekammer übrig. Stockt es hier gleich, es schadet nicht, das Bild kann hoch geschlagen werden. Bescheert Euch nur der Himmel Augen, die vier kleine Nägel für „Sterne“ ansehen, habt ihr gewonnen Spiel.

Nach dieser vollbrachten Arbeit verlangte meine Mutter, daß ich diesen Tag „in einem feinen, guten Herzen behalten und ihn jeden heiligen Abend vor Ostern durch eine Wallfahrt in die Speisekammer (wie sie sich ausdrückte) feiern und erneuern sollte“.

„Dieses ist“ — sagte sie, — „die Ausfaat; vor Ostern, den heiligen Abend, sollst du ernten!“ Wenn ich nach der Zeit ein Stück Geräuchertes zu „ernten“ Lust hatte, wallfahrtete ich Hand in Hand mit meiner Mutter nach dem Mausoleum oder, nach einer ehrlichen deutschen Uebersetzung, in die Speisekammer. Es hing der Tag unseres Eierheiligen von der Angabe meines Magens ab, und war, so oft mich außer der Mahlzeit hungerte. Je nachdem ich Appetit hatte, ward auch die Feierlichkeit zur Ehre eines Mannes zugeschnitten, der nach der Bemerkung meiner Mutter, die sie mehr als einmal anbrachte, „sowie die Speckseiten und Würste, seine Nachbarn, gekommen wäre aus der Rauchkammer dieses Lebens“.

Zur Steuer der Wahrheit steh' es hier wie eine Ehrensäule, daß meine Mutter, wider die Gewohnheit aller Weiber, nicht geizig war. Sie wollte nicht zu Ostern die

Eier abschaffen und Hühner dafür einführen, sondern bloß „die Rechtgläubigkeit“, wie sie sagte, lag ihr hiebei am Herzen. Denn es sei „ein heidnischer Gebrauch“!

Mein Vater, den meine Mutter durch diesen an seinen Ort gestellten Kupferstich ohne Zweifel auf den Gedanken brachte, daß „im Prunkzimmer zur rechten Hand unter dem Spiegel“ kein unrühmlicher Platz im Pastorat sei, vocirte den Kupferstich des Helden Eugen an diesen ledigen Platz. Er ließ meine Mutter, um sie zu beruhigen, vorderhand bei ihrer voreilig gefaßten Meinung, daß dieser Kupferstich den „Herzog Gotthard von Kurland“ darstellte, welchen sie für den größten Helden hielt, der je in der Welt gelebt hätte, und dem allein sie den Rang über ihrem Ahnherrn, dem Superintendenten, gestattete. Es war mein Vater sich als ein Deutscher jene Huldigung schuldig und nie hat er es verfehlt, dem Namen eines Deutschen Ehre zu machen. Das erste Wort, was er mich aussprechen lehrte, war, aller seiner Kenntniß in fremden Sprachen unerachtet, ein schweres deutsches. Deutsch eben darum, warum der deutsche Prinz Eugen im Pastorat zur rechten Hand unterm Spiegel des Prunkzimmers hängen sollte.

Damit aber meine Leser ja nicht Realinjurien begehen und an den Gedanken grenzen, als ob mein Vater mit dem angeblichen „Herzog Gotthard“ auch nur stillschweigend eine Unwahrheit verübt, so muß ich ihn bei dieser maßgebenden Gelegenheit rechtfertigen. Wer weiß es nicht, daß eine stillschweigende Lüge eine himmelschreiende stumme Sünde sei, der feinste Meuchelmord und eben darum der gewöhnlichste. „Also Gotthard,“ sagte meine Mutter, „der Held der Helden?“ — „Nicht also,“ fiel mein Vater ein: „Eugen! ein Deutscher, der in seiner Jugend Theologie studirte und schon wirklich Candidatus theologiae war, ein rundes

Perrückchen trug und gepredigt hatte.“ — Dies brachte meine Mutter zur Andacht. „Warum,“ sagte sie, „ging er von der engen Straße ab, die zum Leben führt?“ — „Um der Religion bessere Dienste zu thun,“ erwiderte mein Vater: „um sein Schwert wider die zu ziehen, welche jetzo die Wache zum heiligen Grabe geben und das Schlafgemach unseres Herrn und Meisters usurpiren. Eugen hieß der Kleine Abt in Frankreich und ward ein großer Mann in Deutschland. Die mittelmäßige Statur ist die Gestalt der Helden.“

„Unser Sohn wird, Gottlob! groß werden,“ unterbrach ihn meine Mutter. — „Gottlob! er wird es nicht werden,“ erwiderte mein Vater. „Die Titel des Eugen sind,“ fuhr er fort, „Herzog von Savoyen und Piemont, Markgraf zu Saluzzo, Ritter des goldenen Vlieses, der römisch-kaiserlichen und königlich-katholischen Majestät wirklicher Geheim- und Conferenz-Rath, Hofkriegsraths-Präsident, General-Lieutenant und des heiligen römischen Reichs Feldmarschall!“

Meine Mutter machte, da mein Vater sich bei jedem neuen Ehrenworte verbeugte, eine Gegenverbeugung, — ohne daß man eigentlich bestimmen konnte, ob's meinem Vater oder dem Eugen galt; und da die Heldengeschichte eben kein Studium für meine Mutter war, so kam dabei manches vor, was sie zum erstenmale hörte. Bei meines Vaters Bemerkung, Eugens Mutter wäre des bekannten Cardinals Mazarini Nichte gewesen, konnte meine Mutter anfänglich nicht begreifen, „wie ein Cardinal eine Nichte haben könnte?“ —

Mein Vater schloß die Standrede über Eugen, um sich meine Mutter, die nicht ohne Neid den Eugen unterm Spiegel sahe, zu verpflichten, mit der Bemerkung: „daß dieser unüberwindene Held den ein und zwanzigsten April zum ewigen Jubilate eingegangen!“ —

So waren also die beiden Monumente: für Eugen, der nie geschlagen worden, und meiner Mutter Ahnherrn, der durch Abschaffung der Oesterreicher sich unsterblich gemacht, errichtet! „Der liebe Gott schenke beiden“ — dies sagte meine Mutter, da mein Vater den Rücken gefehrt hatte — „in der Erde eine sanfte Ruhe und am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung, wo es sich ausweisen wird, ob Eugen oder der gute Pastor eher verdient, unter dem Spiegel gegen Morgen im Prunkzimmer zu hängen, wenn gleich auch unser Anverwandter sich über sein Plätzchen in der Speisekammer nicht beschweren darf.“ —



## Zweites Kapitel.

### Erziehungsart.

---

Ich habe zwar von meinem Vater, da ich nicht kapitel-fest bin, nur wenig und das im Beilauf gesagt; meine Leser aber werden schon hieraus die verschiedene Denkungsart meines Vaters und meiner Mutter einsehen und ohne Nota sich vorstellen, daß auch ihre Erziehungsart nicht übereinstimmen konnte.

Meine Mutter wollte mich zu einem Geistlichen machen; und wenn man in Kurland kein Edelmann und doch ein Mensch ist, kann man keinen andern als diesen Stand wählen, einige weltliche Stellen ausgenommen, deren aber zu wenig sind, als daß Viele darauf rechnen könnten, und die, bis auf die Advocatenstellen bei dem Land-Obergerichtshof in Mitau, noch obenein adelige Posten sind und daher als in Verfall gerathene Familien angesehen werden.

Mein Vater schien mich zu etwas Anderem bestimmt zu haben. Er sah es sehr gern, wenn ich Ball schlug und erlegte selbst mit mir Kegel. Ich hatte zum Anfang Mühe, die Kugeln zu heben; indessen fand sich mit der Zeit eine Stärke in meinem Arme, daß das Spiel zwischen meinem

Vater und mir ungewiß und eine Wette wurde, und wir abwechselnd gewannen und verloren. Er hatte es gern, daß ich mich herumbalgte; und hierin that ich mich mit dem Benjamin, dem Sohne des „alten Herrn“, hervor. Sowohl von Vater als Sohn wird sogleich gehandelt werden! Meine Mutter ermahnte mich auf's Ernstlichste, so oft ich gerungen hatte, und fügte hinzu, daß „jedes Haar auf meinem Haupte gezählt sei“. —

Ich arbeitete beständig, allein ich wußte es kaum; ich hätte eben so gut glauben können, daß ich beständig spielte. Mein Vater konnte sich über nichts so ärgern, als daß über der Seele der Leib vergessen würde, und daß man das Eine bei hochwohlgebornen Kindern lernen und das Andere spielen heiße. „Es ist Alles Spiel oder Alles Arbeit,“ pflegte er zu sagen.

Die Unvermögenheiten des Leibes hielt er alle für ansteckend in Absicht der Seele. „Es ist ein schlechter Wirth,“ — sagte er, — „der sein Zimmer mit Seide ausschlägt und von oben einregnen läßt.“ — „Vom Kleide auf den Mann,“ setzte er hinzu, „vom Hause auf den Herrn, vom Leibe auf die Seele schließen, ist kein unrichtiger Schluß.“ Die Wahrheit dieses Satzes konnte man an der ganzen Erscheinung meines Vaters studiren. Er war sehr hager und hielt sich stramm. Ein gewisses Nachdenken, das wie Schwermuth aussah, war in seinem ganzen Gesicht verbreitet. Die Augen hatten ein besonderes Feuer. Oft, wenn er mit mir spazieren ging, blieb er stehen, die linke Hand auf den großen weißen Knopf seines Stockes gelegt, indem er mit der rechten sich aufstützte.

Es giebt Leute, an denen es uns auffällt, daß sie den Leib nur wie einen Schlafrock umgeworfen. Meinem Vater war der Leib so zu sagen auf die Seele gemacht; ihm sah

auch Alles wie auf den Leib gegossen. Ueberhaupt hatte er eine feine Lebensart. Er ließ von je her Zeichen einer guten Geburt durchschimmern. „Geburt klebt an bis ins Grab,“ sagte er öfter, „und Erziehung ist ein Stück von Geburt — Seelengeburt.“

Ein gewisses Selbstgefühl war meinem Vater eigen; — bei einer edlen Weise der Mittheilung blieb immer ein gewisser Rückhalt, der sonst nur Leuten von Stande eigen ist. Er sah darauf, daß die Wäsche fein und sauber war und duldete auch bei mir nie Schmutzflecken oder Unreinigkeit an den Händen, geschweige denn im Gesicht. Er behauptete: „Wenn man seinen Körper, den man sieht, vernachlässigt, wie will man an seine Seele denken, die man nicht sieht.“ — „Mark mach't's aus,“ — setzte er, um sich zu erklären, hinzu, — „nicht Länge und Breite, Dicke und Höhe. — Ein jeder Erfinder ist wenigstens an dem Tage, da er erfand, ein Mann gewesen und hätte eben so gut ein gesundes Kind in die Welt setzen als erfinden können; und Alles, was in der gelehrten Welt Methusalems Alter erreichen und noch älter werden soll, Alles, was eigentlich auf die Nachwelt bleibt, hat ein Gesunder gedacht und geschrieben.“

Die Helden- und Staatsactionen des Herkules leisteten meinem Vater auf diesem Wege gute Dienste, und er konnte sich sehr freuen, wenn ich Unwillen zeigte, daß ich nicht auch Gelegenheit gehabt, „zwoen Schlangen in der Wiege das Lebenslicht auszudrücken“. Die Geschichte vom Antäus, dem Riesen, war mir ein Brand im Busen; mein Vater goß Öl dazu und maß mir seine Länge vor. Ich stieg auf den Tisch, um sie recht zu sehen, und so wie ich mich über die Art des Antäus freute, sich einen Löwen zum Braten zu fangen, so gratulirte ich dem Herkules, daß er diesen Löwenjäger todtzudrücken die Ehre gehabt.

Meine Mutter war so wenig mit der Geschichte vom Riesen Antäus, als mit der von der Schlange zufrieden. Bei der Schlange fiel ihr beständig die im Paradiese ein, wobei sie es dem Noah etwas übel nahm, daß er für sie eine recht holländische Toleranz in seinem Kasten gehabt. Sie äußerte bei dieser Gelegenheit die Meinung, daß das Auszischen sich aus dem Paradiese herschriebe, wo der Teufel unseren ersten Eltern auf diese Art übel begegnet hätte, nachdem die armen Betrogenen den letzten Bissen Apfel genossen. Was den todgedrückten Riesen betraf, fand sie's anstößig, daß er nicht Goliath hieße. Ich war sehr für's Todtdrücken der Riesen; aber mein Vater zeigte mir das Erhabene, das Göttliche bei der Geschichte und Kampfesart eines David, und ich lernte nebenher, wie unrecht es sei, mehr Mittel, und wär's auch nur ein Gränlein, anzuwenden, als man Zweck hat.

Wenn meine liebe Mutter den Eifer bemerkte, der mir bei der Erzählung vom Herkules unter die Arme griff, so daß ich vor ihren Augen an Tisch und Stühlen ein Exempel statuiren wollte, suchte sie mich zu ermahnen, meine Arme „zum Kanzelschlage zu schonen“ und sie nicht an unschuldigen Stühlen und Tischen zu entweihen. —

„Erziehen,“ — sagte mein Vater — „heißt aufwecken vom Schlaf, mit Schnee reiben, wo's erfroren ist, abkühlen, wo's brennt. Erziehen heißt ein Fundament legen, wo unter der Erde gearbeitet wird und noch nichts zu sehen ist. Ein gut gezogenes Kind ist eine Rechnung ohne Probe. Der Jüngling muß beweisen, wie die Fucht war. — Wer nie ein Kind unterrichtet hat, wird nie über das Mittelmäßige hervorragen. Docendo discimus ist ein großes und wahres Wort. In gewisser Art lernen wir mehr von den Kindern, als die Kinder von uns. Wer ein Auge hat, lernt

hier den Menschen. Wenn die Sonne aufgeht, kann sie der Blick umfassen. Wer kann in sie sehen, wenn's hoch Mittag ist?" —

Wenn ich auf Etwas durchaus bestand, überließ mich mein Vater, falls es nicht etwas geradezu Böses war, meinem Eigensinn; und ich sah aus den natürlichen Folgen, wie thöricht ich gehandelt, daß ich seinen Fingerzeig aus der Obacht gelassen. Ich verbrannte mich am Licht, ich verdarb mir den Magen unterm Pflaumenbaum. „Wie der himmlische Vater es mit uns macht,“ — pflegte er zu sagen, — „so sollten es auch leibliche Väter machen.“ —

Welch einen Einfluß diese Lehrart auf mich gehabt, ist unaussprechlich. Ich lernte Natur, die wir leider bei dem allgemeinen Fall oder Verfall der Menschen lernen müssen. Ich lernte sie im Kleinen und im Großen. „Wenn ein Genie allein auf dem Lande geht,“ — behauptete mein Vater, — „bleibt es nicht lange allein, die Natur geht ihm an die Hand und es versteht die Blume, wenn sie sich neigt, und den liebevollen Hopfen, der sich hinauf ranket. Es bewundert den Regenbogen, das Ordensband, das Gott der Erde als ein Gnadenzeichen umhing. Da sehen dann Genies einen gewissen Zusammenhang zwischen Gott und dem Menschen und sind Seher, von Gott Angehauchte. Dies ist unendlich mehr, als ein Autodidaktos, ein Selbstgelehrter. Dieser lernt aus Büchern, ein Seher lernt von Gott und aus seiner für ihn aufgeschlagenen Welt.“

Mein Vater ließ es nie zu Thätlichkeiten bei seinen Strafgerichten kommen; denn ich verurtheilte mich selbst, und er bewirkte eben hierdurch eine große Absicht. Er erzog nicht bloß einen Sohn, sondern einen Menschen.

Meine Mutter hielt einen Gnadenstoß mitunter für nothwendig; und wenn sie mir mit ihrer theuren Rechten

einen Ritterschlag versetzte, pflegte sie zu sagen: „Besser so als anders!“ — Eine freie Uebersetzung von: besser Ritter als Knecht. — Und dann sagte sie wieder: „Wer seinen Eltern nicht folgt, folgt dem Kalbsfell.“ — In der Hauptsache stimmte sie mit meinem Vater; sie zog nur durch einen andern Weg in ebendasselbe Land. — Regen, der ihr kam, wenn sie die große Wäsche vorhatte, die mein Vater scherzweise „Segefeuer“ nannte, das war ihr ein „Gotteschlag“; und immer wußte sie, mit welcher Sünde sie diesen Regen beim lieben Gott verschuldet hatte.

Ich entsinne mich, als wär's heute, daß sie einmal meinerwegen einen Stock ergriff, — feierlich wie einen an einer Kreuzfahne; allein sie besann sich, wie Diogenes, der einen armen Jungen mit der Hand Wasser schöpfen sah; — sie murmelte: „wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen;“ und ich habe also nie unterm Gefreiten st o c k gestanden, sondern nach Prinzenart, da doch niemand ohne Schläge groß wird, bloß Weiberhänden diesen Tribut bezahlt. Meine Mutter nannte diese Fucht „Echt und Recht“, und hatte eine sehr feine Distinction zwischen dem Stab „Sanft“ und dem Stab „Wehe“, womit meinen Lesern aber wenig gedient sein kann. —

Die Sprachen rechnete mein Vater zum Departement des Leibes und der Seele.

„Man muß“, sagte er öfters, „nur Eine vollkommen besitzen, das ist reden, schreiben und in ihr denken können. Ein Gott, Eine Taufe, Eine Sonne, Ein Weib, Ein Geist, Ein Leib, Ein Freund, Eine Sprache.“ „Es giebt“ — behauptete er, — „keine nackte Wahrheit. Worte finden heißt denken. Worte sind was Körperliches, was Sinnliches, sie sind die Kleider der Gedanken, — Beiwörter der Befehl, Worte der eigentliche Anzug. Wer deutsch gedacht

und lateinisch geschrieben hat, ist, wenn er gleich der beste Lateiner wäre, doch ein Deutscher. Cicero würde ihn für keinen Landsmann halten. Um französisch zu schreiben, muß man Franzose sein, um englisch, Engländer. Wer fremde Sprachen zu etwas mehr braucht, als sich andern Leuten, die nicht unsere Mutter kennen, verständlich zu machen, ist allemal ein schwacher Kopf. Es fehlt ihm wo, es sitze das Uebel, wo es wolle.“

Mein Vater war bei alle dem so wenig wider viele Sprachen, daß er sie vielmehr nach dem Thurm zu Babel für so nothwendig hielt, als meine Mutter „vielerlei Essen nach dem höchst betrübtten Sündenfalle“. „Viele Sprachen,“ — bemerkte er, — „sind viele Creditbriefe. Zeige sie vor, und du bist überall willkommen. Kein Türke schlägt einen Christen todt, wenn der Christ türkisch kann. Die Sprache ist eine Herzensschlinge. Man ist bestrickt, man weiß nicht wie.“

Doch — warum soll ich Alles wieder sagen, was mein Vater sagte? Seine Behauptungen waren eben außer der Weise. Er glaubte z. B. es müßte zu kennen sein, was bei Licht oder am Tage, was des Morgens und was des Abends gedacht wäre, wenn's nämlich aufgeschrieben worden. Morgen gedanken waren bei ihm wie die Erstgeburt heilig.

Da ich mehr mit Credit als mit eigenem Vermögen in der Welt handeln sollte, führte mich mein Vater fleißig zu fremden Sprachen an, und ich mußte beinahe alle diese Sprachen zu gleicher Zeit lernen. Alles ohne Donat und Grammatik! Zum Schulmäßigen gewöhnte er mich allererst im vierzehnten Jahre; und was ich dann erlernte, konnte ich gleichsam als Proben ansehen, die man in der Rechenkunst erfunden, um zu sehen, ob richtig gerechnet sei.

Mein Vater hielt viel auf wörtliche Uebersetzungen in Sprachen, die noch leben. — „Hieraus,“ pflegte er zu sagen,

„lernt man eine Nation auf ein Haar kennen, und die feinste Politik und Weltkenntniß ist hier verborgen. Dies ist die Chiffre zu den Geheimnissen der Völker. Auch sieht man aus der Sprache, ob's im Lande kalt oder warm, neblig oder klar sei.“ — Er ging hierin noch weiter; ich befürchte aber, meine Leser werden nicht weiter gehen wollen. Die Griechen nannte er „Kirchenväter 'der Natur“ und ihre Sprache den „Grundtext des Geschmacks“. Wenn man uns zugehört hätte, würde man uns für ein paar Maurergesellen vom Thurm zu Babel gehalten haben. Alles durcheinander und doch Alles ineinander! Mein Vater nahm, wenn er fremde Sprachen mit mir redete, sogar fremde Art an; und das war mir mehr als ein Legikon! Ich hatte für jede Sprache so zu sagen ein ander Gesicht, eine andere Junge, eine andere Hand und besonders eine andere Nase. Ein Stammvater von Worten aber diente mir zum Leitfaden bei tausend, zum Nagel im Kleiderschrank, wo man zehnerlei aufhängt. Ich lernte den Stammvater und wußte Sohn, Enkel, Urenkel, Ururenkel und Ur-Ur- so viel man will. Die lettische, kurische oder „undeutsche“ Sprache lernte ich von meiner Mutter und dem Herrn Jahnis (Johann), dem Aufseher über die Pastoratsbauern oder den sogenannten „Gottes-Verat“. Das Pastoratshaus nannte ihn Herr Jahnis und sein Weib Frau Masche (Margarethe), er aber meinen Vater wenn er gleich deutsch mit ihm sprach, Zeenigis mahžitajs (hochzuehrender Lehrer). Aus diesen Namen, die er gab und die ihm gegeben wurden, werden meine Leser ersehen, daß man diesen Menschen halb lettisch, halb deutsch nahm.

Meine Mutter lebte mit dem „Herrn Amtmann“ in beständigem Streite, obschon sie im Grunde gute Freunde waren. Sie gab ihm an Stärke in der undeutschen Sprache

nicht einen kleinen Fingerbreit nach; allein sie sah diese Sprache aus dem nämlichen Standpunkte an, wie ein Deutscher einen Letten. Weil Herr Jahnis auch ein Deutscher war, sprach er zuweilen vom ABC; und gleich brachte ihn meine Mutter in eine solche Enge, daß er nicht aus noch ein wußte. „Erzen Err“, pflegte sie ihm nachzuspotten — (denn das H fehlt der lettischen und estnischen Sprache, so wie das C) — „sagt ABC, sonst würde man euch wegen Dieberei in Anspruch nehmen.“ Die Letten haben einen unüberwindlichen Hang zur Poesie; und ob ich gleich gewiß glaube, dieser Umstand habe den poetischen Samen in meiner Mutter ausgestreut, welche schon in ihren Vorfahren mit diesem Volke zusammen Früchte Eines Feldes gegessen und Wasser Eines Flusses getrunken, war sie doch in diesem Stücke unerkennlich. Sie bestritt indessen nicht, daß die lettische Sprache schon halb Poesie wäre. „Sie klingt“ — sagte sie, — „wie ein Tischglöckchen, die deutsche aber wie eine Kirchenglocke.“ Sie konnte nicht läugnen, daß die gemeinsten Letten, wenn sie froh sind, weissagen oder in Versen reden; und wenn sie das Gegentheil hätte behaupten wollen, würde Herr Jahnis mit den lieben Pastorats-Angehörigen den Gegenbeweis geführt haben. Herr Jahnis und seine Untergebenen ließen keine Ernte, keine Hochzeit, keine Leichenwache vorüber, wo nicht „geweissagt“ wurde. Bei allen „Talken“ oder Tagesarbeiten, wo die Leute im Schweiß ihres Angesichts herrlich nach lettischer Art bewirtheet wurden, bewiesen sie, daß sie poetischen Geistes Kinder wären.

Es sind Viele, welche behaupten, die Letten hätten noch Spuren von Heldenliedern; allein diesen Vielen widersprach mein Vater: „Das Genie der Volkssprache, das Genie der Nation ist ein Schäfergenie. Wenn es gekrönt werden soll, ist's ein Heu- oder höchstens ein Kornkranz, der ihm zustehet.“

Er glaubte, Helden gehörten allerdings besonders im Norden zu Hause, wo man härter ist und fast täglich wider das Klima kämpfen müsse. Die Letten könnten also hierzu Anlage haben. Wo ist aber ein Zug davon? — „Würden sie wohl sein und bleiben, was sie sind,“ — erklärte mein Vater, — „wenn nur wenigstens Boden zur Freiheit und zum Ruhme in ihnen wäre? In Kurland aber ist Freiheit und Sklaverei zu Hause!“ — —

Weil wir bei den Sprachen sind, muß ich noch bemerken, daß mein Vater nur blutwenig hebräisch, — arabisch und chaldäisch aber gar nicht wußte. Er hatte sich wegen des Hebräischen im Anfange vielen Nachreden ausgesetzt, da er so ehrlich gewesen, die Grenzen seiner Kenntnisse nicht zu verbergen. Nach der zehnten Hauptverfolgung, die mein Vater dieserhalb in Kurland erlitten, zog gerade ein sehr geschickter Conversus (jüdischer Christ oder getaufter Jude) unsere Straße, und dieser brachte meinem Vater das Hebräische gründlich bei, so daß ich es später wieder von ihm zu lernen vermochte. Meine Mutter trug schwer daran, daß er — wie sie sagte — „die Gottesprache nicht gründlich kenne!“ — Den Herren Amtsbrüdern gegenüber wußte er sich jedoch so vortrefflich bei Ehren zu erhalten, daß sie erstaunten, wenn er den Grundtext der Schrift tapfer citirte. Die griechische Sprache, wovon die Herren Amtsbrüder nicht zu viel wußten, war nicht hinreichend gewesen, meinem Vater Ruhe zu schaffen. Sie hielten es mit dem alten Testament — bis zur Ankunft des Conversus; und nun war jeder furchtsam, in meines Vaters Gegenwart an die heilige Schrift zu denken; und jeder wunderte sich, warum er mit seiner hebräischen Sprachkenntniß so lange hinter dem Berge geblieben.



### Drittes Kapitel.

#### Spielgenossen.

Ich habe meinen Lesern den Auftritt des alten Herrn und seines Benjamins versprochen. Den ersteren habe ich in meinem Leben nie unter einem andern Namen als dem des „alten Herrn“ kennen gelernt. Wer mich also nach seinem Vor- oder Zunamen fragt, erhält eine abschlägige Antwort. Ich interessirte mich überhaupt nur deshalb für ihn, weil er der Vater meiner beiden besten Spielgenossen war. Es nahm der „alte Herr“ bei der Kirche meines Vaters eine Art Cantor- oder Lehrerstelle ein und wohnte „eines Feldweges weit“ vom Pastorate entfernt auf einem kleinen Höfchen, das als „Küsterat“ galt. Seine Lebensgeschichte kann von keinem besonderen Belang sein, indem sein ganzes Wesen Allem, was man Belang heißen kann, geradezu entgegen war. Er selbst behauptete von sich, so oft man's ihm so nahe legte, daß es ihm an den Fingern brannte: er sei ein „Literatus“. Meine Mutter, die sich nicht stark genug dünkte, ihm diese Ehre abwendig zu machen, ließ ihn zwar Literatus sein, indessen pflegte sie ihn in Rücksicht dieser Würde eine „geschwächte, eine zu Fall gekommene

Person“ zu heißen. Es ging auch die Rede, daß er das Schneiderhandwerk gelernt hätte; wenigstens übte er dieses Handwerk im Stillen aus; und alle meine Schlafröcke und täglichen Kleider sind durch seine gelehrte Hand gegangen. Er war im Grunde genommen ein Tausendkünstler.

Bei einigen hochwohlgeborenen kurischen Herren hatte er sich zum Hofnarren, zum Kammerherrn, zum Forst- und Jägermeister brauchen lassen. So geschah es einmal, daß er einem Adelligen, der verstorben war und in seinem Leben stets als eine Schlafmütze gegolten, den Begnern desselben zu Gefallen eine Grabchrift setzte, welche lautete:

„Hier schläft ein Mann, der nie gewacht hat.  
Wanderer, bete für ihn, — sonst verschläft er  
den jüngsten Tag.“

Nachdem er so seinen Muthwillen an dem Todten ausgelassen, griffen ihn die noch lebenden Freunde desselben, sperrten den „alten Herrn“ auf drei Tage und drei Nächte bei Wasser und Brot ein und schrieben ihm als seine zukünftige Grabchrift an die Thür:

„Hier wacht der lebendig Todte.“

Viele Leute pflegten nachgerade dieser Grabchrift wegen mit dem „alten Herrn“ ein Gespötte zu treiben und zu behaupten, daß er bei lebendigem Leibe spuke!

Nachdem er am Ende einsah, daß es besser sei ein Schneider als ein Hofnarr zu sein, zog er sich in bester Ordnung zurück, nahm seine letzten Kräfte der Hofkunst zusammen und war so glücklich, seine Herren Principale dahin zu überschwätzen, daß ihm zeitlebens ein standesmäßiger, das heißt ein höchst nothdürftiger Unterhalt angewiesen wurde. Die Alten starben und die Jüngeren ließen ihn im Besitz, ohne den Tribut von Witz einzufordern, den sich ihre Vorgänger jährlich von ihm hatten bezahlen lassen. — Es

legte sich der „alte Herr“ sodann auf den Unterricht von Kindern, stand mit den Pastoren der Gegend in gutem Vernehmen und verrichtete fogar einige heilige Handlungen, wobei die Herren Geistlichen substituiren können. Zuweilen rührte er das Positiv, welches in einer unserer benachbarten Kirchen stand. Dieses aber mußte wenigstens vierzehn Tage zuvor bestellt werden, und dann war es doch nur ein Gastpräludium. Er behauptete, daß man sich auf ein Präludium eben so sehr als auf eine Predigt vorbereiten müsse; ja seiner Meinung nach verriethe es einen großen Musikus, wenn man das Evangelium so zu sagen in's Präludium setzen und es so deutlich in Noten ausdrücken könnte, daß, wer das Präludium höre, auch zugleich das Evangelium wissen müßte.

Hierüber wurden dem alten Herrn von meiner Mutter verschiedene Einwendungen gemacht; allein er behauptete, er hätte nur neulich das „Vater Abraham erbarme dich mein!“ — so natürlich auszudrücken gewußt, daß der ganzen Gemeinde darüber Furcht und Schrecken angekommen wäre. Und da ihm meine Mutter das Evangelium von der Beschneidung, von den viertausend Mann und vom steinigten Acker entgegensezte und ihn befragte, wie er denn Weizen und Kornland, fünf Gerstenbrote und ein wenig Fischlein in der Musik ausdrücken könnte, wollte er zwar im Anfange behaupten, daß dies Alles in Musik zu übersetzen wäre, nachher aber schämte er sich über sich selbst. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß meine Mutter sich vor der satyrischen Uder des „alten Herrn“ gar nicht fürchtete, so furchtbar ihn auch in der ganzen Gegend seine Einfälle gemacht hatten. „Eine Schneidernadel,“ pflegte sie zu sagen, wenn er einen Einfall wider sie hatte; und wenn sie ihn recht ärgern wollte, nannte sie ihn „Chonkünstler“.

welchen Ausdruck er weniger als Alles leiden konnte, indem er sich hierdurch zu einem Töpfer erniedrigt zu sein dünkte, und sich hierbei um so mehr getroffen fand, als er dieses Handwerk in den langen Winterabenden, wie er versicherte, bloß seine Augen zu schonen, die freilich durch Noten und Fäden gelitten hatten, mitunter trieb. Er verstand auch etwas vom Schuhmachen, allein nicht das Mindeste von der Poesie. Meine Mutter pflegte daher von ihm zu sagen: „er hätte den kalten Brand.“ Dieser Ausdruck hing bei ihr vielleicht damit zusammen, daß sie die Hölle „brennende Kälte“ nannte.

Es war dem „alten Herrn“ zur Gewohnheit geworden, wenn er etwas suchte, auf den Tisch zu klopfen, welche Mode die Schneider haben, wenn sie die Scheere suchen; auch wackelte er beständig mit dem Fuße, welches den Töpfern eigen sein soll. Vom Schuster hatte er das weite Ausholen mit den Händen, vom Spielmann aber einen taftmäßigen Schritt. Da er vor der poetischen Gelehrsamkeit meiner Mutter Respect hatte, unterstand er sich nicht, aus seinem alten Kramladen ihr zum Nachtheil eine wißige Antwort herauszusuchen. Er sah vielmehr, wenn sie ihn böse gemacht, ganz still, und, wie meine Mutter sagte, so gerade, als wenn er sich barbieren ließ.

Da der „alte Herr“ übrigens podagrische Zufälle hatte, welche nach meiner Mutter Meinung nur ein Edelmann oder Literatus haben könnte; da ferner der ehrliche Liederdichter Nicolaus Hermann vom Zipperlein geplagt gewesen, welches aus dem letzten Verse des Liedes: „Wenn mein Stündlein vorhanden ist“, erhellet:

Wer ist, der uns das Liedlein sang?  
Ist alt und wohl betaget;  
Diesmal kommt er nicht aus der Statt,  
Das Zipperlein ihn plaget.

Oft seufzt er und hat Gott im Sinn;  
Herr, hol' den franken Hermann hin,  
Wo jezt Elias lebet.

Da auch noch ferner der alte Franke Hermann viele gute Choräle gemacht und ein bewährter Confünftler und Cantor gewesen, so beehrte meine Mutter zuweilen den „alten Herrn“ mit dem Namen Hermann, obgleich ihm die Haupteigenschaft des Nicolaus Hermann fehlte und der alte Herr „den kalten Brand“ hatte.

So empfahl sie dem „alten Herrn“ auch anstatt der letzten Reihe zu singen:

Herr, hol' den alten Hermann hin,  
Dort wo es ewig taget.

Die Verbesserungsfreiheit nahm sie sich indessen bei den guten alten Liedern sehr selten heraus; denn sie war keine Liebhaberin von Liederänderungen und mochte nicht, wie sie sagte, den „Saft und Kraft des Alten wässern und entkräften“, auch wenn hier und da bei den guten Alten eine Silbe zuviel daherstolperte. —

Benjamin, der lahme Sohn des „alten Herrn“, gefiel mir unter allen Jungen unseres Kirchspiels am besten. Da wir die Gewohnheit hatten, historische Kriegsspiele mit einander aufzuführen und ich vollkommen entschlossen war, bei unserer Darstellung der Heldengeschichte Alexanders des Großen aus meinem Freunde Benjamin einen „Darius“ zu machen, so muß ich gestehen, daß ich viel Mühe hatte, bei den übrigen Spielgenossen durchzukommen. „Wie kann Benjamin Darius werden?“ schrie das Heer der Mitspieler. „Hier sind acht Jungens, die gerade Beine haben; und außerdem, daß dem Herrn Benjamin (so nannten sie ihn, weil er Candidat des Throns war) das Bein nicht an der rechten Stelle sitzt, hat er den Fehler, daß er links ist.“ — „Nehmet sieben,“ sagte ich stolz und meiner selbst bewußt, — „nehmet sieben

nach der Anzahl der sieben Fürsten, welche den König Smerdis mit seinem Anhang ausrotteten; und der, dessen Pferd, wenn ihr beim Spital angeritten kommt, am ersten beim Aufgange der Sonne wiehern wird, sei Darius.“ — „Gut,“ sagten die sieben Candidaten der königlichen Würde. Allein sie wußten nicht, daß Benjamin, der königliche Candidat, es so einrichten ließ, wie es Darius, des Hystaspis Sohn, oder vielmehr dessen Stallmeister einrichtete, und wie man es noch bis auf den heutigen Tag bei allen Wahlen, man wähle einen König, einen Landesdeputirten, einen Priester, einen Küster, einrichtet. Es wird überall gewiehert! Kurz: Benjamins Pferd wieherte zuerst und die Krone war sein.

Einen „Alexander“ durften wir nicht lange suchen, denn die heilige Taufe hatte mir dazu ein Recht gegeben. Fast schäme ich mich, daß ich meinen Lesern so spät eröffne, daß ich Alexander heiße. Um indessen diese Verspätung gut zu machen, will ich dabei bemerken, daß meine Mutter mit diesem Namen Einen ihrer Ahnherren, den Alexander Einhorn, zweiten Superintendenten in Kurland, mein Vater aber den wirklichen Alexander oder den Alexander Magnus zu verstehen schien. Meine Mutter hielt sogar das Wort Einhorn für eine freie Uebersetzung des Namens Alexander und rief mich daher sehr oft „Einhörnchen“, obgleich mein Vater nicht sonderlich damit zufrieden war. Es war ihr sehr unangenehm, daß wir heidnische Historien aufführten; daher sie, sobald sie Kriegsgeschrei im Dorfe hörte, uns die Historie vom Joseph in Vorschlag brachte, wozu sie unter andern den Grund hernahm, daß ich einen bunten Rock hatte. Indes bestärkte mein Vater meinen Entschluß, Alexander zu werden. Zwar legte er es nicht darauf an, einen Alexander den Großen aus mir zu ziehen.

„Unter dem Orden Groß“ — sagte er, — „liegt etwas Seelenverderbendes, es trage diesen Orden ein Monarch unterm oder überm Kleide, oder ein Privatmann am Knopfloche. Hüte Dich vor dem, den Gott gezeichnet hat.“ — Regenten, die sich so peinlich, wie Alexander der Große bemühen, Groß zu heißen, leben kaum — der lieben Unsterblichkeit wegen. Sie tragen Fesseln, die ihnen die Dichter und Redner anlegen. Ein „großer“ Privatmann ist fast noch unerträglicher. Die Größe ist dann meist — Aufgeblasenheit. Ich rathe Euch: Kiegelt die Thüren eurer Herzen zu, wenn ein solcher sich melden läßt, und laßt ihn höchstens ein Visitenblatt einreichen. Ich wollte mit ihm nicht unter Einem Dache wohnen, wengleich er mir den rechten Flügel seines Schlosses einräumen würde. —

Warum hieß ich denn Alexander? Antwort: eben darum, weil der Held Eugen unterm Spiegel hing. Mein Vater war sehr für mannhafte, tapfere Leute; mithin lag ihm der Soldatenstand nicht aus dem Wege. Alles war bei ihm nach Soldatenart. Er hatte zum Exempel die Gewohnheit, alle Jahre seinen Büchervorrath, den er „Armee“ oder „seine Macht“ nannte, auszustäuben. Dies hieß in seiner Sprache „sie mustern und Revue halten“. Alle acht Tage (nach russischer Art) zogen zehn Bücher auf die „Wache“. Es war ein besonderer Ort, wo sie aufgestellt wurden. Seine Absicht war, diese zehn zu durchlaufen. Meine Mutter fand hierbei viel Anstößiges, weil auch „geistliche Bücher“ sich diesen Kriegsdienst gefallen lassen mußten.

Mein Vater hatte sogar alle Schriftstellen, wo von Soldaten geredet wird, gezeichnet. Mit besonderer Seelenfreude predigte er über jene Epistel am einundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis (Ephes. 6, 10 ff.), wo Paulus den Christenmenschen geharnischt in den Kampf führt. Die-

selbe ist im Haupt-Exemplare meiner väterlichen Bibel erschrecklich begriffen! Wenn er über diese Epistel predigte, sagte meine Mutter: „Heute geht er gestiefelt und gespornt wie ein geistlicher Ritter auf die Kanzel.“ — Laß ihn, liebe Mutter, den hochwürdigen und gestrengen Herrn! Er ist ein Mann, — mein Vater! Wenn es aus seiner Bibel ziemlich deutlich hervorgeht, daß er für den Soldatenstand sei, bin ich denn darum schon in Reih und Gliedern? Und am Ende, liebe Mutter, heißt es: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“ Sind wir nicht alle — geistliche Soldaten, die sich zum Himmel durchschlagen müssen?

Noch viele andere Stellen, nicht bloß im apokryphen Buch der Makkabäer, sondern namentlich aus den Büchern der Könige, der Chronik und der Psalmen waren so angestrichen.

Gern hätte ihm meine Mutter diese Zeichen insgesamt wie Spreu in die Luft zerstreuet. Allein sie schien diese Schriftstellen selbst als bewaffnet anzusehen. — Jetzt, — da mein Vater längst heimgegangen und den letzten „Kampf und Strauß“ hinter sich hat, — da sollen auch in meiner Erinnerung diese durch ihn geheiligten Zeichen wie Fahnen in der Kirche hängen! Da liegt sie vor mir, diese väterliche Bibel, wo Stunde, Tag und Jahr meiner Geburt von meinem Vater selbst eingeschrieben ist. Bei meinem Namen steht: „eine schwere Geburt! Der Name des Herrn sei gelobt!“ — Feierlich spreche ich Amen dazu! Theure Bibel, — jedes Zeichen in dir, ob's gleich eine Menschenfassung ist, bleibt mir doch unschätzbar. Es enthält für mich einen Zug vom Bilde meines seligen Vaters, der jetzt, da ich dieses schreibe, schon längst überwunden hat.—

\* \* \*

Ich kehre zu unserem jugendlichen Soldatenspiele zurück. Wir lieferten alle Schlachten, die Alexander einst geliefert hat; und wenn sie zu Ende waren, fingen wir sie von Anfang an. Benjamin mußte sich's gefallen lassen „bei Jffus“ geschlagen zu werden, wobei er eine Menge Volks verlor. Und ich bekam seine „Frau Mutter Majestät“ und „seine Kinder königliche Hoheiten“ zu Kriegsgefangenen. Die „königliche Frau Mutter“ stellte auf Befehl meines Vaters unsere alte Köchin vor; meine Mutter sagte: „kann sie nicht lieber die Potiphar machen?“ —

Die „älteste Prinzessin Tochter“ war Minchen, Benjamins Schwester. Meiner Meinung nach verdiente sie „Königin“ zu sein. Daher sollte sie auch später „Alexanders Gemahlin“ werden. Noch schien sie uns zu jung und zart dazu.

Still und fein, wie ihr ganzes Wesen, so war schon damals ihr Benehmen im Spiel. Weiß Gott, wie sie zu solch einem Vater oder der „alte Herr“ zu dieser Tochter gekommen war! Sie glich ihm in keinem Zuge; sie schien vielmehr das Ebenbild ihrer Mutter. Diese, ein tugendsam Weib „unverrückt mit sanftem und stillem Geist“, war zwar nicht „aus dem Stamme Levi“ — was ihr meine Mutter nie recht verzeihen wollte, — wohl aber, das sah man ihr sofort an, — aus dem Stamme der christlichen Einfalt und Ehrlichkeit. Und demgemäß hatte sie die Tochter erzogen.

Minchen hatte in ihrem Auftreten etwas sehr Bestimmtes; ohne je zu schelten, beherrschte sie uns Alle. Gleichwohl hatte sie ein sehr theilnehmendes Gemüth. Schon als Kind nahm sie sich immer der schwächlichsten Pflanzen an. Sie begegnete ihnen wie armen Leuten. Sie begoß sie immer zuerst. Und wenn der Wind eins beschädigte, zog sie ihm das gebrochene Bein in Ordnung und

heilte womöglich den Schaden. Ging ihr eins aus, war es ihr so, als wenn etwas Lebendiges gestorben wäre.

Ich erinnere mich noch lebhaft einer Geschichte, als ein paar lose Buben aus einem Finkenest zwei Eierchen gestohlen hatten und das kleine Mönchen davon erfuhr. In ihrem Zorn forderte sie die Eier wieder. Und als sie erfuhr, daß sie schon ausgeblasen waren, lief sie spornstreichs in den Stall, holte ein paar frische Hühnereier aus dem Nest und verlangte von Benjamin, er solle hinaufklettern und sie den beraubten klagenden Vögelein als Ersatz in das Nest thun. Benjamin widersprach theils wegen seines lahmen Beines, theils weil er Hühnereier sehr weislich für zu groß hielt, um sie in ein Finkenest zu legen. Mönchen schwang sich ohne weiteres Besinnen selbst auf den Baum und wäre vor Freuden fast hinuntergefallen, als die bestohlenen Eltern sich wirklich darauf setzten.

Ein anderes Mal hatte Mönchen einem armen Jungen, der von einem benachbarten Adligen wegen schlechter Pfeifenköpfe, die er ihm verkauft, hart mißhandelt und all seiner armseligen Habe, mit der er hausierend herumging, beraubt worden war, — einen großen Theil ihrer Weihnachtsfächelchen geschenkt. Sie mußte sich darob viel Spott von den Spielkameraden gefallen lassen, während ich mich zu ihrem Ritter aufwarf.

Meine Kinderfreundschaft mit Mönchen war meiner Mutter nie recht. Sie fürchtete wohl schon damals die Folgen; denn sie wünschte sich eine Schwiegertochter „aus dem Stamme Levi“! —

Mönchens Art an unseren Spielen Theil zu nehmen, übte eine veredelnde Wirkung auf das ganze „Heer“. Schon als Knabe empfand ich eine unbegrenzte Ehrfurcht gegen dieses wundersame Kind mit seinen tiefen, dunkelglänzenden

Augen und lichtbraunem Haar. Sie war ein paar Jahr jünger als ich, aber für ihr Alter hoch und schlank gewachsen, mit etwas zur Seite gebeugter Haltung wie eine Lillie. Ihr meine Verehrung zu gestehen wagte ich lange nicht; und nie habe ich gegen sie etwas aussprechen können, was an Schmeichelei oder Liebelei streifte.

So hab' ich ihr es auch nie gesagt, daß ich ihretwegen einem unserer Mitspieler — des Amtmanns Sohn Christoph — zwei Finger gelähmt hatte. Er behauptete nämlich: „Minchen sei verwachsen.“ — „Das ist sie nicht,“ schrie ich und — wir lagen uns in den Haaren!

Ihr Bruder Benjamin, etwas älter als sie, hatte zwar die rechte Hand nicht in seiner Gewalt, aber das Herz auf dem rechten Fleck. Er war ein etwas schüchterner guter Junge, ehrlich und treu — wie der Wiederhall. Nie wollte er es zugeben, daß wir auch „den Tod des Darius“ vorstellten, theils weil er „über den Tod nicht spaßen“ wollte, theils weil er vielleicht fürchtete, aus Todesangst uns unter den Händen bleiben zu können. — Es fielen wohl auch die lateinischen oder griechischen „Reden“, die ich mitunter in unseren Spielen zu halten mich erdreistete, bei ihm nicht gerade auf fruchtbaren Boden; aber im Letztlichen war er dafür mein Alexander und hielt seine „Gegenreden“ frischweg in „kurischer Sprache“. Kurz: Benjamin und ich waren in der That „gute Feinde“ zusammen; und die Sonne ging nicht unter während unserem Zorn. Benjamin und Minchen waren die zween Lieblinge meines Herzens. Wir drei waren wie Castor, Pollux und Helena, — ein fröhlich grünendes Kleeblatt. —



## Viertes Kapitel.

### Cothkrank.

---

Damit ich Alles signire, war's in meinem vierzehnten Jahre, da ich ohne Hoffnung krank darniederlag. Mein Vater konnte nicht begreifen wie's zuging. „Bei einer solchen Bewegung an Leib und Seele,“ sagte er, „wo kommt das Uebel her?“ — „Vom betrübten Sündenfall,“ half ihm meine Mutter aus; denn alles Böse war bei ihr ahnenreich und vielschuldig. „Vom betrübten Sündenfall,“ seufzte mein Vater; und meine Mutter sang aus vollen Seelen- und Leibeskräften:

Heut' sind wir frisch, gesund und stark,  
Sieh, morgen liegen wir im Sarg;  
Heut' bläh'n wir wie die Rosen roth,  
Bald krank und todt,  
Ist allenthalben Müh und Noth.

Mein Vater, der diesen Vers mit vieler Andacht gehört, doch aber noch nicht mitgesungen hatte, verfolgte seine Zweifel. Seine Meinung, um sie zu filtriren, war, daß ein Mensch, der der Natur getreu wäre, und ihrem Fingerzeige folge — „denn es ist Gottes Finger,“ setzte er hinzu — daß ein solcher Mensch, der seiner Seele und seinem Körper nicht

zu viel, nicht zu wenig thäte, nicht krank zu werden und ehe er achtzig erreicht hätte und das Gewicht abgelaufen wäre, auch nicht zu sterben brauche.

„Indessen“ — bemerkte meine Mutter — „Etwas fehle einem Jeden; und wenn er ein Gesicht wie ein Stettiner-Apfel hätte. Wir haben alle einen Schaden und der kommt von Adam her, du magst sagen was du willst.“

„Wenn du so den Fall Adams nimmst, magst Du Recht haben,“ erwiderte mein Vater und setzte nach einer Pause hinzu: „kann aber der liebe Junge nicht aufstehen? Arbeit ist die beste Arznei wider den Tod. Auch ein Kranker sollte arbeiten, wenn's auch nur so viel ist, als er zu seiner Beföstigung braucht. Das ist ja wenig! Die Natur hat ihm nicht mehr auferlegt, als er ertragen kann. So allmählich, als ein Kranker Appetit bekommt, fängt er auch an besser zu werden.“

Ich hörte in meinem Bette diese Bemerkung meines Vaters und empfand sie wie einen Vorwurf. Mit kläglichem Stimmte preßte ich die Worte heraus: „Vater, ich kann nicht mehr auf, — kann auch nicht mehr essen.“

„Armer Junge!“ — sagte er und verließ traurig das Krankenzimmer. —

Ich wollte doch versuchen aufzustehen. „Bleib, bleib!“ — rief meine Mutter und setzte sich zu mir. „Es ist immer besser, die Krankheit trifft uns auf dem Bette, als auf dem Felde. Davon weiß ich auch ein Lied zu singen! Gewisse Krankheiten wollen wie vornehme Leute behandelt werden; man muß ihnen entgegen kommen — ein Flußfieber nimmt's so genau nicht.“

Mein Vater kam wieder und faßte mich an Stirn und Hände; ich konnte an seinen Augen in Fracturschrift lesen, was er, sobald er bemerkte, daß ich hineinsah, vor mir verberg.—

So sehr mein lieber Vater wider die Aerzte war, die er wie manche Reichträter und Gewissensrätthe für etwas hielt, was uns oder vielmehr unsern Gott und die Natur, sein Werk, von einander schiede, so gab er doch dem Verlangen meiner Mutter nach, die sich ihr Votum nicht nehmen ließ. Oft habe ich meinen Vater sagen gehört: „Ohne Arzt stirbt man leicht und schnell. Mit einem Arzte stirbt man täglich. Wer bis zu seinem letzten Augenblick wahrhaft lebt, wer beharret bis an's Ende, stirbt gar nicht, — er wird lebendigen Himmel geholt; und dies Alles kann man nur ohne Arzt.“ Dies und noch mehr sagte er sehr oft; allein jetzt blieben diese schönen Sprüche weg, er schrieb an den Doctor Saft, der sechs Meilen von meinem Puls entfernt war, und machte ein Gesicht als ein Referent, der trotz seiner Meinung durch die Mehrheit überstimmt ist.

Die Antwort des Doctor Saft traf meinem Vater das Herz. Er bestätigte mit seinem Beispiele, daß uns die Aerzte feig machen, indem sie Gefahren aufdecken, die sonst vor uns verborgen sind.

Meine Mutter hingegen ward so sanft wie ein Lied. Er nahm sie bei der Hand, zeigte ihr den Brief des Doctors, und sie, ohne Schrei, ohne Ach, stimmte an, ihre Augen gen Himmel:

Da wird uns der Tod nicht scheiden,  
Der uns jetzt geschieden hat;  
Gott der Herr wird selbst uns weiden  
Und erfreu'n in seiner Stadt.  
Ewig, ewig für und für,  
Ewig, ewig werden wir  
Mit einander jubiliren  
Und ein englisch Leben führen.

Noch sang mein Vater nicht mit. Seine Seele war versunken in Schmerz. „Meine Hoffnung,“ seufzte er, „die der

Herr bei meinem stummen Gram mir in einem fremden Lande aufgehen ließ: Ein Nachtfrost, und siehe da" —

„Er hat ja große Hitze,“ sagte meine Mutter.

„Gütiger Gott!“ fuhr mein Vater fort — „Laß ihn mir, laß ihn einem Unglücklichen, der für sich lange die Wünsche aufgegeben, daheim zu dem Staube seiner Väter versammelt zu werden.“

„Herr Superintendent Alexander Einhorn,“ fiel meine Mutter ein, „liegt in Kurland begraben.“ —

„O mein Sohn!“ sagte mein Vater, der sich in seinem Gebete nicht hätte stören lassen, wenn's eingeschlagen hätte, — „O mein Sohn, mein Sohn! wollte Gott, ich könnte für dich sterben!“ —

Hierauf sagte meine Mutter kein Wort mehr.

Ich sah bei dieser Gelegenheit, was ich oft gesehen, daß das schlecht und rechte Christenthum eine gewisse edle Gleichgültigkeit, einen gewissen Liederton im Leben wirkt, der uns bei Allem in der Welt, wär's auch ein Alexander-Verlust, Ruhe in's Herz weht. So war's bei meiner Mutter! Mein Vater schlug wie Petrus mit dem Schwerte drein. Seine Religion war ein höheres Hallelujah, welches aber für die Vollendeten gehört und das für die Zeitlichkeit nicht zu sein scheint. Bald sind wir zwar, wenn wir uns in diesem höhern Chor befinden, entzückt bis in den dritten Himmel; bald aber schreien wir wenn die Anfechtung kommt: „Herr hilf uns, wir verderben!“ Lange stand mein Vater mit gelähmter Seele; allein meine Mutter brach diesen Seelenschlaf durch einen freundlichen „guten Morgen“, d. h. sie brachte ihn auf ein anderes Thema: „Eins, — lieber Mann,“ sagte sie, „bedauere ich.“

„Ich mehr als Eins,“ sagte mein Vater; — „und was ist dieses Eine, mein Kind?“ — fuhr er nach einer Pause mit bedeutender Miene fort.

Meine Mutter nahm ihn (ohne ihm gleich zu antworten) bei der Hand und drückte ihm, da sie noch immer ihn schweigend anblickte, ein wiederholtes liebliches: „Was denn?“ — heraus. Endlich sagte sie mit stillem Kopfnicken: „Ach! daß ich ihn nicht predigen gehört!“ — —

Mein Vater seufzte laut ohne ein Wort zu sagen. Nach ihrer Meinung hätte mir eine Predigt einen gewissen Rang im Himmel zutheilen müssen. Ob ich nun gleich nicht die Kanzel bestiegen, so versicherte mich jedennoch meine Mutter, da mein Vater mit gekreuzten Händen wieder hinausgegangen war, daß sie mir, falls ich stürbe, ebenfalls ein Monument in der Speisekammer errichten würde. „Der alte Herr,“ sagte sie, — „soll deinen Namen in Mitau zum Druck befördern, und da du von deinem lieben Ahnherrn, den wir in der Speisekammer aufgehängt, eine schreckliche Aehnlichkeit hast, brauche ich nur die Unterschrift drunter zu setzen und so — so ist euch beiden geholfen. — Von den sechs Nägeln für einen Vierding sind ohnedies noch zwei übrig. Verlaß dich auf deine Mutter!“ —

Dieser an sich unbeträchtliche Umstand von den „zwei übriggebliebenen Nägeln“ fiel mir so auf, daß ich von dieser Minute an den letzten Rest meiner Hoffnungen einbüßte und meinen ungezweifelten Tod in den „zwei Nägeln“ sah. Wären wohl zwei Nägel übrig geblieben, wenn es nicht darum gewesen wäre, deine Grabschrift zu befestigen, — dachte ich; und warum würden wohl sechs Nägel für einen Vierding zu haben sein, wenn ich nicht diesmal sterben sollte? Ich war kein Alexander mehr; ja, ich fühlte es, daß die Medicin mit der Einbildungskraft stritt und diese letztere

überwand. Es schlug nichts an! „Wenn er nur ein einzigesmal gepredigt hätte,“ — wiederholte meine Mutter, als mein Vater wieder in's Zimmer getreten war. Er, der bei dergleichen Irrthümern sonst ein sehr heftiger Widerleger war, that nichts weiter als seufzen. Eine totale Sonnenfinsterniß lag auf seiner Seele, sein Herz konnte nicht in's Geleise gebracht werden. —

So vergingen drei bis vier Tage. „Werde ich sterben?“ fragt' ich meinen Vater, als er sich an mein Bette setzte. „Gott kann dir helfen!“ sagte er; und meine Mutter: „wie Gott will!“ Nach einer Weile zog ich meine Mutter fest an mich und stöhnte: „Ach! — die — die zween Nägel?“ — Sie glänzten mir in meiner Phantasie so schrecklich, als die Kometen dem gemeinen Manne. Wie verstellt die Verzagt-heit, die Mutter der Hypochondrie, die Geberden eines jeden Dinges!

Meine Mutter, ohne die Frage in ihrem ganzen Umfange zu bedenken, antwortete: „Sie sollen dein“ —

„Ach!“ war meine vielsagende Antwort.

„Und hilft dir Gott,“ — fuhr sie mit fester Betonung fort, — „hänge ich deine Lieblingswürste dran.“

„Die,“ — sagte ich, — „liebe, liebe Mutter, die“ — ich konnte sie vor Freude nicht bestimmen. „Eben die,“ — antwortete sie. Das war Medicin. Ich sammelte mich. Jene Kometen verloren ihren Schein. Ich sah, anstatt meines Namens im Druck, zwo kleine Würste. Ich bekam Appetit und hätte gewiß alle beide aus freier Faust aufgegessen, wenn nicht alsdann die beiden Nägel wieder vacant geworden wären.

Ich schlief diese Nacht vortrefflich und, wenn mein Vater nicht noch ganz verfinstert gewesen wäre, würd' er aus meinen

Augen eben so viel gelesen haben, als ich zuvor aus den  
seinigen las. —

Da bekam mein Vater unerwarteter Weise einen großen  
Brief, für den er viel Postgeld bezahlen mußte.

Er las diesen Brief, las ihn wieder, und da er ihn zum  
drittenmale anfang, rief er mit wehmüthiger Stimme: „Licht!  
Licht! Es ist aus!“ — „Gott!“ — schrie ich — „aus!“ und  
auch meine Mutter, die den Brief für eine Hiobspost des  
Doctors hielt, rief in großer Erregung: „Aus? — O, wenn  
er lieber auf die Würmer kurirt hätte! — Nicht wahr? lieber  
auf die Würmer?“ —

„Es ist aus!“ sagte mein Vater ohne zu hören. — „Der  
Stärkste in seiner Kunst ist nun Doctor Saft nicht,“ fuhr  
meine Mutter fort. „Ich wette, er ist da Doctor geworden,  
wo der alte Herr — Litteratus gewesen ist.“ — „Gottes  
Wege sind nicht unsere Wege!“ sagte mein Vater wie ab-  
wesend: „Im fünfundvierzigsten Jahre seines Alters im  
Herrn entschlafen!“ — „Wer?“ fiel meine Mutter erschreckt  
ein, „Doctor Saft? ist er todt — der geschickte Mann? —  
Kurland verliert viel an ihm!“ — „Er war die letzte Stütze  
des Hauses!“ fuhr mein Vater zu jammern fort, ohne auf  
die Mutter zu hören. „Wie so?“ — rief die Mutter, —  
„er hat ja noch einen Bruder!“ — „Licht, Licht, Licht!“ schrie  
mein Vater in Thränen, — „Alles todt! Alles todt!“

Man brachte Ein Licht. „Noch eins!“ — sagte er.  
Und nachdem er beide Lichter (es war heller Tag) — hinge-  
stellt hatte, nahm er eine Handvoll Papiere, die sich mit dem  
neuen Briefe, für den er soeben viel Postgeld bezahlt hatte,  
begrüßten, und nachdem er diese Papiere allzusammen gen  
Himmel gehalten, sagte er: „Wie du willst, unbegreiflicher  
Gott!“ —

Er steckte an, und noch hör' ich die wehmüthige Stimme:  
„Wir sind Staub, und unsere Hoffnungen Staub und Alles  
Staub! Du bist Erde und sollst zu Erde werden!“ —

Die Nägel fingen wieder an in meiner Einbildungskraft zu blinken. Ich sah meinen Tod vor Augen und empfand, wie es einem jungen Menschen von vierzehn Jahren zu Muthe ist, wenn er sterben soll.

Freilich hätte mir einfallen können, daß ein Brief vom Doctor Saft und so viel Postgeld nicht im Verhältniß wären; doch fiel es meiner Mutter so wenig wie mir ein.

Mein Vater — so dachte ich — zog mit dem Doctor Saft über mein Leben schriftlich Schach. Mein Vater schrieb ihm seinen Zug, der Doctor den seinen, und die Verwirrung, die mein Vater durch das Wort „aus“, welches ein schreckliches Wort ist, erregt hatte, brachten meine Mutter und mich auf den Gedanken, Doctor Saft hätte „Schachmatt“ gesagt. Das Feuer ist ein vernichtendes Element! Noch schaudert mir die Haut, da ich diese Papiere brennen und sich in Asche verwandeln sehe; solch einen Eindruck machte dieses Feuer auf mich. Ich würde meinen Leib um Alles nicht verbrennen lassen, und viele meiner Leser, welche bedenken, daß die Verwesung zugleich eine Geburt sei, werden mir beitreten.

Nachdem wir beide, meine Mutter und ich, aus den abgebrochenen Reden meines Vaters zugleich einen andern Schluß zogen, Doctor Saft wäre nämlich vorausgegangen, wünschten wir ihm beide aus gutem Herzen eine glückliche Reise.

Nach vollbrachtem Opfer sah ich eine Thräne nach der andern die Wangen meines Vaters herabfließen und die Papiertasche, die sonst verflogen wäre, anleimen.

Es sei nun das weinende Auge meines Vaters, oder das unrichtig vermuthete Schachmatt des Doctors die Ursache, die meine Mutter zum Singen brachte; sie fing an:

Gott eilet mit den Seinen —

und bei der zweiten Strophe fiel mein Vater in zweiter Stimme ein (zum erstenmale hören ihn also meine Leser mit-singen):

Käht sie nicht lange weinen

In diesem Jammerthal. —

Wenn ich jezo die Sache überlege, finde ich, daß ich eigentlich damals nur einen Sterbenden vorstellte; ich starb schön, ich starb poetisch, denn mein Körper hatte sich von den „zwei kleinen Würsten“ erholt. Mein Herz war aber aller der Vorgänge wegen im fünften Acte des Trauerspiels. Ich war bewegt, — ich sah Alles mit mir sterben; bis auf die Lichtputzerin zu weinte Alles.

„Eine Bitte habe ich noch an Vater und Mutter,“ — fing ich nach einer langen Stille an.

Meine Mutter, die unfehlbar sich vorstellte, daß es wegen des Monumentes in der Speisekammer wäre, fragte leise: „An uns beide?“ — „Ja, liebe Mutter,“ und gleich darauf: „lieber Vater!“ — sagte ich laut. — „Sprich,“ sagten sie beide. — „Verlasset“ — hier weinte ich zärtlich, — „Minchen, des alten Herrn Tochter, nicht.“ — „Gut,“ sagte mein Vater. — „Warum?“ fiel meine Mutter ein. — „Weil ich sterbe und mich ihrer in dieser Welt nicht annehmen kann, liebe Mutter. — Schade, daß ich es nicht kann! Nach meinem Tode“ — fuhr ich fort — „entdecke ihr, liebe Mutter, daß ich ihr gut gewesen bis in den Tod; denn ich möchte gern, daß sie mich nicht vergäße und mir auch gut wäre bis in den Tod. — Wenn Minchen heirathet, ich möchte es nicht gern, wenn aber — sehet zu, liebe Eltern, daß sie einem ehrlichen Kerl ihre Hand giebt, und nun — und nun“ — hier stockt' ich — „lebt

wohl, meine theuren, lieben, gütigen Eltern, lebt wohl! lebt wohl!“ — Hier nahm ich alle ihre Hände zusammen und küßte sie und sagte: „Gott vergelte euch alles Gute. Dir, liebe Mutter, das Geräucherte unterm Kupferstich! Seid Minchen und Benjamin gut, liebe Eltern, und wenn es sein kann, laßt mich hinter der Kirche an dem großen schwarzen Kreuz begraben, wo mein liebstes Lager war. Lieber Vater, du weißt den Platz so gut wie ich. Minchen wird, das weiß ich, sich gern auch da begraben lassen — wenn anders — ihr künftiger Mann es zugiebt; und auch ihr, meine lieben Eltern, wenn ihr so gütig sein wollet, ruhet zusammen mit mir bis an den Morgen des jüngsten Tages.“ — „Er ist schon ein Engel,“ — sagte meine Mutter; und es ward völlig klar in ihrem Gesichte. — „Werden wird er's“, sagte mein Vater. Bei ihm sah es noch sehr finster aus. Der Platzregen hatte aufgehört, allein eine Gewitterwolke hielt ihn zurück, und man hörte von ferne ein Donnerwetter murmeln. „Ich bin ruhig,“ sagte er; und das ist immer der größte Beweis, daß man's nicht ist. Mein Vater ermannte sich nach einer Weile und setzte sich zu mir an's Bette um — mich mit der Stadt Gottes bekannt zu machen. Er hatte einen andern Himmel für ein Kind, einen andern für meine Jahre. Wir sprachen viel. Ich fragte ihn so, als ob er schon dagewesen, und er antwortete mir so. Ich will nur etwas anführen: Seine Meinung war, daß die Verwandlung eben so groß nicht sein würde. „Wir können,“ — sagte er — „nicht mehr durch ein Seherohr sehen, als was wir schon durch's Auge, wenn auch undeutlich, gesehen haben. In dieser Welt sehen wir in der ferne eine Menge Menschen wie Dünste aus der Erde steigen, wie Gesträuch! — Im Himmel kommen wir diesem Menschenklumpen näher; wir werden sie kennen, wir geben ihnen die Hand. In der

Welt ist Alles gleichsam nur gezeichnet, dort ist's ausgemalt. Was wir hier im Kleinen sahen, geht uns dort im Großen auf. Was giebt es denn in der Welt für eine Wissenschaft, die nicht schon im Grunde unserer Seele läge? Nur Licht hereingebracht und Alles ist aufgedeckt. — Was eigentliche Wissenschaft, bleibende Kenntniß, himmlische Wahrheit ist, brauchen wir eigentlich nicht erst zu lernen. Die Seele ist ein gestimmtes Instrument, das nur gespielt werden darf; und wenn du die Kunstwörter von der Sache abnimmst, diese Rüstung, die einem kleinen Körper das Ansehen eines Riesen giebt, find'st du nichts Unerwartetes. Die Gelehrten bemühen sich weislich, dieses ihr Kunststück nicht zu verrathen, weil sie damit auf die Märkte ziehen und große, bunte Zettel drucken lassen, um sich für Geld zu zeigen.“

„Ist's denn Wunder, wenn der Gelehrte dem Angelehrten in der andern Welt nichts nachgeben wird! O ihr Thoren, die ihr glauben kommtet, ein Gelehrter würde dort schon eine höhere Classe der himmlischen Glückseligkeit betreten, als ein Bauer. Der einzige Unterschied zwischen einem Gelehrten und Angelehrten in der andern Welt wird sein, daß der erstere mehr vergessen muß als der letztere, um himmlisch zu wissen, was er weiß; und was ist schwerer, vergessen, was man nicht halb, nicht ganz wußte, oder gleich die Sache beim rechten Ende fassen?“ —

„Nicht wahr, mein Junge,“ fuhr nach einer kleinen Pause mein Vater fort, — „ein schönes Buch, das wirklich schön ist, das vom Herzen kommt und zu Herzen geht, was meinst du? Hast du das nicht Alles selbst schon gedacht, was drin steht? Du hast nur — eine Kleinigkeit — das Buch nicht selbst geschrieben. Du hast dabei kaum etwas neu gelernt, sondern nur mit diesem Buche Feuer in deiner Seele angefacht.“

Mein Vater nahm Gelegenheit, diese Sätze auf Ver= nunft und Religion anzuwenden.

„Aber die Sprachen,“ sagte ich, „die müssen wir doch lernen!“ — „Nur Eine ist da — in jener Welt“ — er= wiederte mein Vater, — „und keinem wird ein Wort fehlen. Sieh! wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen, — so wird's auch von Gedanken und von Worten heißen. Wie Nachbarskinder werden sie zusam= menhalten.“

„Hier,“ fuhr er fort, — „lernen wir Sprachen, um mit der Natur umgehen zu können. Wir wollen uns ihr gern bequemen und, da ihre Hofsprache unbekannt ist, halten wir viele Sprachen in Bereitschaft und kommen, da kein Mensch mehr als Eine Sprache recht wissen kann, mit einem ganzen Frachtwagen voll Grammatiken und Wörterbüchern, um bei der Königin Natur, mit Beihülfe dieser Dolmetscher, Audienz zu haben! — Die Natur versteht, wie Gott der Herr, eben= so gut deutsch, als griechisch und lateinisch; auch sie will nicht mit Worten, sondern im Geiste und in der Wahrheit ver= ehrt sein. Eine Sprache ist der Hauptstuhl, das eigentliche Capital, die andern sind die Zinsen. — In dieser Welt sprachst du mit Gott deutsch. Jahnis spricht lettisch mit ihm. Wenn ein Deutscher französisch betet, läßt er sich vom lie= ben Gott französische Vocabeln überhören. Die letzten Worte sind alle in der Muttersprache, auch die letzten Seufzer so! — Da kommt gemein hin Alles an Stell' und Ort. — Man sagt sogar, daß sich das ganze Gesicht im Sterben ver= ändere und der Hofmann wie ein anderer Mensch ausfähe, und selbst ein Kain ohne Zeichen da läge, Alles in Gottes Gewalt.“ —

„Zu jeder Sprache, — das weißt du, lieber Junge, denn du hast außer der commandirenden deutschen mehr als eine

gelernt, — gehört eine andere Zunge und ein anderer Mensch. Von der in der andern Welt läßt sich, glaube ich, kein einzig Wort, auch nicht einmal „lieber Gott“ mit einer Menschenzunge aussprechen. Da fehlt's am R, am G, am E, und an jedem Buchstaben. Eine Engelzunge ist uns vonnöthen!“ —

Meine Mutter sang mitten unter dieser Predigt, da mein Vater Athem holte:

Wie herrlich ist die neue Welt,  
Die Gott den frommen vorbehält!  
Kein Mensch kann sie erwerben.  
Doch ist zu jener Herrlichkeit  
Auch ihm die Stätte zubereit.  
Herr! hilf sie ihm ererben.  
Einen  
Kleinen  
Schall von jenen  
freudentönen  
Schenk dem Schwachen,  
Ihm den Abschied leicht zu machen.

Mein Vater lehrte mich nachdrücklich das Irdische, das Hinfällige, das Heftische in dem größten Theile der menschlichen Kenntniß; und da er nur ein wenig anhielt, fing meine Mutter wieder an:

Herr! wir wallen sämmtlich hier,  
Da der Leib uns hält verschlossen,  
Brüder! Menschen! was sind wir?  
Fremd' und Reichsgenossen.  
Unsers kurzen Wandels Lauf  
Geht hinauf,  
Da wir her entsprossen.

Mit Bezug auf unsere letzte „himmlische Reise“ fuhr mein Vater fort und sagte: „Erdbeschreibungen und Reisen zu Wasser und zu Lande und Weltentdeckungen sind darum gut, damit wir uns selbst entdecken und kennen lernen. Ich lese, das weißt du, sehr gern Reisen, um in mich selbst zu kehren; ich freue mich über jede neue Völkerentdeckung,

weil ich hierdurch den Schlüssel zu mir selbst und zu meinem Nachbarn finde. Vom Anbeginn ist's so nicht gewesen, wie es jetzt in der Welt ist." —

Meine Mutter hatte Vieles in dieser Predigt gefunden, was ihr zu prosaisch war. Ihr Himmel bestand aus einer Schaar heiliger Sänger und Sängerinnen. „Da“ — pflegte sie sonst zu mir zu sagen, — „werden wir nicht reden, sondern Alles wird Musik sein. Lauter Duettos und Terzetten, Recitative und Arien!“ — Sie wandte indessen jetzt gegen das vom Vater Gesagte bloß mit dem Kopfe ein, den sie zuweilen von der Linken zur Rechten, wie die meisten Menschen ihre Köpfe zu schütteln gewohnt sind, schüttelte.

Wenn mein Vater nur etwas still hielt, wollte sie antworten; indessen konnte sie mit keinem Takte zu Ende kommen. Mein Vater griff beständig plötzlich ein.

„Es ist Ein Gott!“ — sagte er mit erhabenem Ernst, — „und deine Seele ist sein Hauch. Sein Bevollmächtigter ist das Gewissen. Du fühlst diesen Machthaber, wenn du ihn gleich nicht siehst, als einen gegenwärtigen Zeugen, wenn du im Stillen Gutes oder Böses thust. Er ist mit dir, er geleitet dich, um dich dort als Bürger in der Stadt Gottes einschreiben zu lassen mit einem neuen Namen, der über alle Namen in dieser Welt ist. — Gottes Güte, seine Gerechtigkeit ist's, daß wir im Tode nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat kein Ende! Neu ist sie am Morgen der Ewigkeit! Welch eine Sonne, die dann aufgeht! Welch ein Wort, Ewigkeit! Etwas ohne Ufer und ohne Grund. — Dort haben wir nicht nöthig, uns um einander zu bekümmern. Die Eltern brauchen keine Pflege, die Kinder keine Stütze; das Ganze wird unser Gegenstand sein. Gott, der in uns angefangen hat das gute Werk, wird's vollenden in Ewigkeit. Wir werden ihn sehen von Angesicht zu An-

gesehen; jetzt sehen wir ihn im Spiegel, der seine Welt ist, den er uns vorhalten ließ. Und da unser Standort dunkel war, sahen wir nur wenig, nur daß er war! Dort werden wir sehen, was er ist! — Selig sind die Todten, die im Herrn sterben! Sie stärken sich durch einen sanften Schlaf zu himmlischen Beschäftigungen, um zu erwachen nach Gottes Bilde. — Muß der Mensch nicht hier immer im Streite leben? Seine Tage sind wie eines Tagelöhners. Man legt ihn in die Erde, und wenn man ihn morgen sucht, beschämt ihn der Stuhl, wo er saß, das Buch, was er eben gelesen hat; denn er ist dahin! Den Sucher ergreift ein Schauer. Heil dem, der in der Jugend vollendet wird! Er kommt froh zum Grabe, wie Garben mit Jauchzen eingeführt werden zu ihrer Zeit— du wirst liegen und schlafen ganz mit Frieden, denn allein der Herr hilft dir, daß du sicher wohnest!“ — —

Zu allem diesem sprach meine Mutter den Segen. Sie pflegte denselben nach „alter kirchlicher Gewohnheit,“ wie sie sagte, „zweigliedrig“ zu sprechen. „Empfange,“ — sagte sie mit gerührtem Herzen —, „hierauf den Segen des Herrn: Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig! — und da kein Chor antwortet, setze ich“ — sagte sie, — „selbst hinzu: Der Herr erhebe sein Antlitz auf dich und gebe dir Frieden. Amen!“

Sie sprach diese Worte mit einer so zuversichtlichen Segensstimme, daß meine Seele das Licht sah, das mir leuchten sollte bei dem schrecklichen Todesgange, und die Hülfe empfand, die mir helfen würde bei dem allerletzten letzten Todesstoß.

Kaum hatte sie ihn aber „mit Herzen, Augen, Mund und Händen“ ausgesprochen, — ihr Auge war gen Himmel gerichtet, ihre Hände hatte sie auf mich gelegt, — kaum hatte sie Amen gesagt, so trat jener Literatus mit den langen

Manschetten, dessen sich meine Leser noch erinnern werden, in's Zimmer ein. „Wollte Gott,“ sagte meine Mutter zu dem jungen Theologen, den sie als einen Gegner des zweigliedrigen Segens kannte, „wollte Gott, Sie hätten einen rechten Segen für meinen Sohn mitgebracht!“

Mit einer tiefen Verbeugung antwortete der Candidat: „Hier ist ein Brief vom Doctor Saft, und er selbst wird auch noch heute hier sein.“ —

„Er lebt?“ — rief meine Mutter; und ich zu gleicher Zeit: „er lebt!“ Indessen setzte ich noch das Wort „also“ hinzu.

Der Candidat, der nicht zu wissen schien, ob vom geistlichen oder leiblichen Leben die Rede wäre, zog seine Handblätter weiter heraus; denn diese Frage war ihm in alle Wege so besonders, daß er die Antwort hervorziehen mußte.

Meine Mutter kam ihm entgegen und setzte jene Frage durch eine andere in's Licht: „Ist er nicht todt?“ Und nun waren die Manschetten ganz heraus und die Antwort lautete: „Ich habe ihn soeben frisch und gesund verlassen.“ —

„Und woher todt?“ fragte mein Vater. Diese Frage befremdete meine Mutter noch mehr, als ihre und meine Frage den Herrn Candidaten. Sie wollte indessen meinen Vater keiner Lüge beschuldigen oder ihn öffentlich beschämen. Sie schwieg also. Mein Vater las den Brief des Doctors und sagte mit einer so ruhigen Stimme: „außer Gefahr,“ — daß es mir auffiel, mein Leben sei ihm nach jenen verbrannten Papieren gleichgültiger geworden.

Meine Mutter blieb, wie sie war; ich fühlte mich die Minute besser, da diese Worte ausgesprochen wurden. Es war Schlag auf Schlag. Die Krankheit hatte mich eigentlich schon vorher verlassen, nur ich nicht die Krankheit. Ich gestraute es mir damals noch nicht zu glauben, daß ich gesund wäre.

Warum soll ich's läugnen, daß mir jetzt mein letzter Wille in Absicht Minchens herzlich leid zu thun anfing; ich möchte wissen, was die Ursache war? Ich wurde Mal auf Mal im Bette blutroth, als wenn mir das Gewissen in's Gesicht sähe. Um Alles in der Welt hätte ich jenes Testament zurückgehabt. So gern meine Mutter es wissen möchte, wie das ganze Briefmißverständniß entstanden wäre, unterfang sie sich's doch nicht, die Auflösung in des Candidaten Gegenwart abzufragen.

Mir standen nun die blanken Nägel nicht mehr im Wege; ich bekam Appetit eine von den Würsten zu essen, die im Falle der Genesung meine Stelle an den leeren Nägeln vertreten sollten. „Aus dem Bette,“ — sagte mein Vater, — „wenn du essen willst! Kein Mensch muß im Bette essen und trinken. Es ist schon zuviel, daß man darin schläft oder stirbt.“

Da stand ich denn, wie mich Gott geschaffen hat, bis auf's Hemde! — Plötzlich trat der Doctor ein und fand mich beim Geräucherten. Das war meinem Vater gewonnen Spiel.

„So“, — sagte er, — „sollte der Doctor jeden treffen; gelt! wir würden weniger Patienten und — mit Erlaubniß, Herr Doctor — weniger Doctores haben.“ Der ehrliche Saft schämte sich fast, meinem Puls die Hand zu geben. Nach einigem Bedenken nahm er sein ganzes Doctoransehen zu Hülfe, fühlte wirklich Schande halber nach dem Pulse; indessen that er's verstohlen und so ungefähr, als ein hochwohlgeborener Herr, wenn er eines ehrlichen Bürgers Tochter geheirathet, seinem Herrn Schwiegervater die Hand giebt. — Ich riß mir die Hand los, um das abgeschnittene Stück Wurst an seinen Ort zu stellen.

„Warum aber Geräuchertes?“ fragte der Doctor. —

„Weil er's gewollt!“ — antworteten zu gleicher Zeit mein Vater und meine Mutter. Hierin war meine Mutter mit meinem Vater gleichlautend; denn sie hatte Beispiele, daß viele Leute mit Sauerkraut von hitzigen Fiebern und kalten Fiebern und faulen Fiebern und Flußfiebern und Seitenstechen und Entzündung der Lunge und Entzündung der Leber und Entzündung des Gefäßes und Frieseln und Schlagflüssen und Herzgespann und vielen Suchten und Gichten kurirt wären. Die Stimme des Magens war ihr eine heilige Stimme.

Der Doctor Saft und sein Freund, der Herr Candidat, fanden für gut, den ganzen Tag bei uns zu bleiben. Meiner sonst gastfreien Mutter waren sie unausstehlich, denn sie ward wegen des noch unaufgelösten Briefgeheimnisses durch ihre Gegenwart entsetzlich gemartert. Endlich fand der Doctor es nothwendig, zum Uhrwerk eines anderen Pulses zu reisen; sonst wär' er noch länger geblieben! Kaum hatte er mit seiner Hand meinem Vater und meiner Mutter zum letztenmale einen Kuß zugeworfen und sich noch tief aus dem Wagen herausgebogen, kaum war er ihrem Auge entfahren — der Candidat, sein Freund, war eine Stunde früher ohne eine solche feierliche Begleitung und ohne einen Kußwurf abgereist — fing meine Mutter an: „Der Brief!“ „Was für ein Brief?“ — erwiderte mein Vater. Meine Mutter war auf diese Frage unvorbereitet; indessen verlor sie noch nicht den Muth; sie hatte Hülfsvölker in Bereitschaft.

„Den du eingäschert hast,“ — sagte sie, und setzte in einem Tone: „mein Kind“ dazu, daß man wohl einsah, wie sie, wenn es nicht anders wäre, auch zum edlen Frieden bereit sei. Noch streckte sie indessen nicht das Gewehr. „Ich hielt ihn“ — sagte sie, — „für einen Brief vom Herrn Doctor Saft.“ — Sie nannte ihn Herr, welches sie mit

Anwesenden selten that, es wäre denn, daß sie vom „Herrn Superintendenten“ gesprochen hätte; auch die Herren Pröpste hatten schon diesen Vorzug, nur der Bauske'sche und Selburg'sche ausgenommen, welche sie nicht leiden konnte, weil sie sich gegen den zweigliedrigen Segen erklärt hatten. Die Dichter hatten bei meiner Mutter alle „Herr“.

„Dieser Brief hat uns Alle in Unordnung und Verwirrung gebracht. Ich dachte, Saft sei todt.“ —

„Du hast unrecht gedacht, mein Kind.“

„Aber der Brief,“ wiederholte meine Mutter. Sie war einmal in Unordnung; und wie eine Uhr, die unrichtig ist, so lange von eins bis zwölf immerfort schlägt, bis das Gewicht abgelaufen ist, kam auch sie immer wieder mit ihrem: „Der Brief!“ —

„Glaube mir,“ erwiederte mein Vater, um sie auf einen anderen Gegenstand zu bringen, „es giebt keine wahren Aerzte; Wundärzte giebt's noch hier und da einen.“ — Hier folgte ein langes Capitel für und wider die Aerzte, wodurch meine Mutter in eine solche Enge gebracht wurde, daß sie nicht aus noch ein wußte. „Ehre den Arzt,“ sagte sie in der Verwirrung. „Allein welche allgemeine Ursache?“ erwiederte mein Vater. „Denn der Herr hat ihn gemacht,“ replicirte ungeduldig meine Mutter. — „Ach was! Wenn den Aerzten keine andere Ehre zukommt, als daß Gott sie geschaffen, so sind sie eben nicht hochgeehrt! Was thun sie auch? Sie sind unsere Peiniger. Sie suchen eine Ehre darin, daß wir durch ihre und nicht durch die Hand der Natur sterben. Sie sind privilegierte Giftmischer und subtile Todtschläger, die zu dem Recht promovirt werden, ungestraft tödten zu können; und wenn's ihnen glückt, wenn sie einen Menschen auf ein halb Jahr befristet, ist's ein Mensch? eine Mißgeburt, ein Krüppel ist's, ein im Reich der Todten An-

geworbener. Wer einen Arzt annimmt, hat vom Code Handgeld genommen. Wenn ein Arzt selbst krank wird, kurirt er sich nicht, sondern ersucht seine Herren Collegen, Standrecht über ihn zu halten. Er selbst weiß wohl, daß er — nichts weiß. Wenn die Natur sich selbst nicht mehr helfen kann, ich möchte den Arzt sehen, der Naturstelle vertreten könnte?“ —

Wie meiner Mutter bei allem diesem zu Muthе gewesen, kann ich mir sehr klärlieh vorstellen. Sie wollte indessen noch einmal eine Schwenkung mit der Fahne versuchen; wer weiß, dachte sie, ob sich die zerstreuten Leute nicht sammeln. Sie sagte, was sie schon oft gesagt hatte, und was ich meinen Lesern nicht mehr sagen mag, weiter nichts, als — „der Brief, der Brief!“ — Und mein Vater machte ihr ein Gesicht, das ich einem jeden Ehemann als probates Hausmittel empfehlen würde, wenn seine Frau zu oft „der Brief“ sagt, wär's auch das beste Weib in der Welt. Ein Gesicht dieser Art hat seinen guten Nutzen. Eigentlich sollte ich nur sagen, das linke Auge; denn über das ganze Gesicht darf es sich nicht verbreiten; auch das rechte Auge kann frei bleiben oder darf diese feindliche Einquartierung nicht einnehmen. Es ist dies Gesicht so sehr von Jorn entfernt, daß der Ehemann hiebei seiner Frau die eine Wange küssen kann.

So oft mein Vater dieses Gesicht machte, blieb meine Mutter plötzlich still; und das geschah oft mitten im Wort, so daß sie zuweilen „a—“ anfing, das „ber“ indessen hatte das linke Auge meines Vaters getroffen. Kurz, meine Mutter erfuhr nicht, wo jener Brief herkäme; und wie's mir vorfam, konnte sie auch nicht einmal auf Spuren kommen. So total war sie auf's Haupt geschlagen. Ich aber war völlig bei mir überzeugt, daß dieser Brief daher käme, wo man

„die Spargel früher als in Kurland ißt, gleich früher in der freien Luft eine Pfeife raucht, den Wein mit der Hand aus der Quelle trinkt und lange Manschetten trägt“. Die Umstände, die mein Vater mit dem feierlich verbrannten Briefe machte und andere während meiner Krankheit von ihm verstreuten Worte brachten mich auf den Gedanken, daß er von seiner Familie schlechte, unerwartete Nachrichten erfahren haben müßte. Mehr unbekanntes konnte ich damals aus den gegebenen nicht herausbringen. Viel später erst erfuhr ich es, warum uns mein Vater wie seine Heimath, so auch die Ursache und den Inhalt dieses verhängnißvollen Briefes verschwieg. Er war mit seinem einzigen in der Heimath noch weilenden Bruder wegen eines Familienzwistes zerfallen. Und dieser Bruder — war unversöhnt heimgegangen. Ich glaube noch jetzt, für meinen guten Vater war diese Nachricht — ein Nagel zu seinem Sarge. Sie hatte ihn so eingenommen, daß meine Besserung, welche meine Mutter so sehr vergnügte, ihm in jenem Augenblicke fast gleichgültig schien.



## Fünftes Kapitel.

### Univerſitätsgedanken.

**K**aum war ich geſund geworden, ſo ermahnte mich mein Vater, daß ich mich auf die Theologie legen und mehr Fleiß als zeither darauf verwenden möchte. — „Ein Geiſtlicher,“ — ſag er an, — „wenn er anders iſt, was er ſein ſoll, iſt doch der glücklichſte Menſch in der Welt. In ſeiner Seele iſt beſtändig Frühling, wo es weder zu kalt noch zu warm iſt. Die Leidenschaften kommen nie bei ihm in gewaltige Bewegung. Dinge der Zukunft ſind ſeine Beſchäftigung; und ein Menſch, der nicht von Stande iſt, kann keine beſſere Lebensart als dieſe ergreifen.“ —

Wie vergnügt meine Mutter über dieſe theologischen Anſtalten war, kann man ſich leicht vorſtellen. Sie dachte nicht weiter an meines Vaters Vaterland, noch an den ein- geäſcherten Brief.

Lobt Gott mit Herz und Munde  
ſang ſie, und mein Vater ſang die zweite Stimme:

Lobt Gott mit Herz und Munde  
für das er euch geſchenkt;  
Das iſt ein ſel'ge Stunde,  
Darin man ſein gedenkt,

Sonst verdicht alle Zeit,  
Die wir zubring'n auf Erden;  
Wir sollen selig werden  
Und bleib'n in Ewigkeit. —

Wie sehr sich Alles im Pastorat nach diesem änderte, kann ich nicht beschreiben. Gegen die vorige Zeit war kein Stein auf dem andern. Alexander und Darius ward nicht mehr gespielt.

Mein Vater, der sehr für die Quellen war, lehrte mich die christliche Religion aus der Bibel. „Die Wenigsten lernen sie daraus,“ — pflegte er zu sagen. — „Das was mir abgeht,“ — fuhr er fort — „werden dir die Schriftgelehrten beibringen.“ Er schien selbst nicht mehr zu wissen, als was die Fülle seines Herzens und eine andächtige Lesung der heiligen Schrift in ihm gewirkt hatte.

Von seinen vorigen Heldenthaten blieb ihm noch eine gewisse Ausdrucksweise. Man könnte sie „adelig“ nennen. Sie war feierlich, dem Gedanken treu und nicht Jedermanns Ding. Ueberhaupt blieb mein Vater dem Adel — im besten Sinn des Wortes — und dem weltlichen Arm getreu bis in den Tod.

Ich nahm täglich in Kenntnissen der Schrift zu, wenigstens war mein Herz ein Schriftbefolger. Meiner Mutter zu gefallen, mußte ich einmal meines Vaters Krage anlegen, ein andermal seinen Mantel und dann wieder ein anderes geistliches Kleidungsstück anpassen, damit sie sähe, wie es mir ließe. Eines Tages, da mein Vater viel Beichtfinder hatte, und ich meiner Mutter zu Ehren bis auf die neue Perücke meines Vaters zum Geistlichen investirt war, fing jener Gedanke, der in ihrem Innern schon oft wie die Sonne auf- und untergegangen war, hell zu scheinen an. „Ist es denn nicht möglich,“ — sagte sie — „daß ich dich, ehe du auf Universitäten ziehest, predigen hören kann?“ —

Die Brodstudien haben mit den Handwerken alles Mögliche gemein: und meine Mutter hatte nicht ganz Unrecht, daß sie gleichsam auf ein Gesellenstück bestand, ehe ich losgesprochen werden sollte. Es ward ausgemacht, daß ich über einige Zeit als Geselle auf meine Künste und Wissenschaften reisen, oder, wie man es in Kurland nennt, ausreisen und das Haus meines Vaters verlassen sollte.

Mein Vater war einen Sonntag gegen Abend recht vergnügt. Ueberhaupt pflegte er nach abgelegter Sonntagsarbeit, wie ein Tagelöhner alle Abend ist, zu sein. „Das,“ sagt' er selbst, „hat ein Tagelöhner vor mir voraus, daß er so alle Abend ist; allein meine Freude ist eine Sabbathsfreude.“

Dieser Sonntagsfreude bediente sich meine Mutter, die ihm um diese Zeit die Gesichtsbewegungen seiner Zuhörer in der Kirche zu erzählen pflegte, die sie bei dieser oder jener Stelle seiner Predigt bemerkt hatte.

„Was denkst du, mein Lieber!“ fing sie an, — „wär' es nicht gut, daß unser Einhörnchen“ — „Alexander,“ sagte mein Vater — „ehe er uns verläßt, eine Predigt hielte?“

„Eine Predigt?“ — wiederholte mein Vater, und schwieg stille, nicht aber, als ob er abbrechen wollte, sondern weil er sich nicht so geschwinde auf eine Antwort besinnen konnte. Da nun meine Mutter sein Stillschweigen eben so verstand, klopfte sie zum andernmal an und balgte sich mit allen Zweifeln meines Vaters, die ohnedem alle sehr leicht nachgaben, weil er selbst keine Lust zu zweifeln hatte.

Der „alte Herr“ beging hiebei einen tückischen Streich; denn da ihn meine Mutter über diese Sache ebenfalls zum Vertrauten gemacht hatte, schlug er ihr den fünften Vers aus dem zehnten Kapitel des zweiten Buchs Samuelis zum Text vor. „Ich will's vortragen, Herr Cantor

Hermann!“ sagte sie. Sie hielt Wort, und da man nachschlug, fanden sich die Worte: „bleibet zu Jericho bis euch der Bart gewachsen ist, so kommet dann wieder;“ das war gewiß mehr als eine Schneidernadel!

Dominica III. post Epiphánias ward beschlossen, daß ich Dominica Judica meine erste Predigt in unserer Dorfkirche ablegen, oder, wie es meine Mutter in der Sprache ihrer Ahnherren nannte, mich hören lassen sollte. Ich entwarf die Predigt selbst, mein Vater gab das Imprimatur, nachdem er sie befeilt hatte. Meine Mutter sonderte mir die Lieder aus. Dieses macht' ihr viele Mühe. Ein Lied war um einen Vers zu lang, ein anderes war wieder um einen zu kurz; bei manchem war die Melodie nicht der ersten Predigt angemessen, bei noch einem war noch was Anderes zu bedenken: endlich getroffen! Ich habe den sehr bescheidenen Autorausdruck: befeilen, gebraucht; die Wahrheit aber zu gestehen, that mein Vater mehr. Ich hatte den Styl so sehr von den Feldreden beibehalten, daß alles Trommel und Trompete war und zum Kammerton herabgestimmt werden mußte. Bei der Utzanwendung z. E. gab ich Kanonenfeuer auf die Sünder; ich versicherte sie, daß sie im Pfuhl, der mit Pech und Schwefel brennt, heulen würden! — Den „Pech und Schwefel“ strich mein Vater, und setzte: „in den flammen des Gewissens.“

Die ersten vierzehn Tage vor meiner Predigt erzählte meine Mutter mir vielerlei Begebenheiten, die ihren verstorbenen Hochwohlwährenden Ahnherren begegnet und durch die Tradition bis auf den heutigen Tag unverloschen bei der Familie geblieben wären. Ein Literatus hätte nämlich sehr pathetisch seine heilige Rede angefangen, allein er wäre gleich beim ersten Theile in die Irre gerathen. Mein seliger Uelter- oder Großvater hätte ihm lateinisch zugerufen: ab

initio (von vorn) und der Literatus wäre wieder nur bis auf diese unglückliche Stelle, wo er schon einmal den Faden verloren, gekommen. „Noch einmal hörte der nun Trostbange die Stimme ab initio, und da er wieder diese unglückliche Stelle berührte, fiel (meine Mutter sagte dies mit vieler Theilnehmung) ihm das Amen zu rechter Zeit ein. Das Dorf, welches ab initio für bravo! gehalten, hatte dem Herrn Candidaten, der aus Angst gewaltig geschwitz, das Zeugniß beigelegt, lange keine so gute Predigt gehört zu haben.“

Ein anderer Candidat hatte die vierte Bitte zweimal gebetet, woraus man geschlossen, daß er zwei Magen hätte. Ein dritter hatte — und dies schien ihr die traurigste Begebenheit zu sein — das Vater Unser nach der Predigt zu beten vergessen. „Der arme Mann! Er hat keine Kanzel weiter bestiegen. Dein lieber seliger Großvater rieth ihm zu einer andern ehrlichen Handthierung, indem derjenige, der vergäße das Vater Unser auf der Kanzel zu beten, mit Zuverlässigkeit es als ein Zeichen ansehen müßte, daß er nie mit Ruhm in den Priesterorden aufgenommen werden könnte.“

Die letzte Woche vor dem entscheidenden Tage ließ meine Mutter nach, ihre Gespensterhistörchen zu erzählen. Ich wußte die Predigt ganz fertig und war gezwungen, aus kindlicher Liebe, wiewohl gegen ein schönes Stück geräucherten rohen Schinken pro honorario, gerad' unter dem schon genug gepriesenen Bildniß, das ich mit Ehren dem Himmel nahe gebracht, in der Speisekammer Probe zu halten.

Dieser Ort war Keb la für meine Mutter. Nach meiner Meinung war dieses eine Goldprobe. Bin ich hier bewährt und komm' ich in der Speisekammer nicht aus dem Concept, wo mich der Geruch auf allerlei Dinge führt, wird

es in der Kirche noch besser zum Amen kommen. Es ging in der Speisekammer Alles bis in den dritten Theil gut. Da warf der Wagen um. Meine Mutter fiel nicht mit ab initio ein; allein nach glücklich erreichtem Ende sagte sie mir im Vertrauen, daß mein Vater besser gethan haben würde, es bei drei Theilen bewenden zu lassen. Er hat ja selbst, setzte sie hinzu, im vorigen ganzen Kirchenjahre nur ein einzigesmal vier Schüsseln oder Theile aufgetragen. Indessen war der vierte Theil so wenig Schuld daran, daß mich vielmehr nur der angenehme Rauchgeruch aus der Fassung brachte. Ich besann mich bald wieder, und meine Predigt kam in der Speisekammer mit vielem Beifall zu Ende.

Meine Mutter hatte herzlich geweint. Wie ich die Sünder anredete, mußte ich das Gesicht gegen die weißen Erbsen wenden (sie waren dieses Jahr sehr wurmföchtig). Sobald ich aber von diesen auf die Frommen kam, die ich in meiner Predigt „meine Brüder“ nannte, mußte ich das Gesicht meiner Mutter zugehren, welche anfänglich durchaus verlangte, ich sollte auch „meine Schwestern“ dazu setzen, bis ich sie durch die heilige Schrift selbst auf andere Gedanken brachte. Sie umarmte und segnete mich, wiewohl wieder zweigliggedrig mit beiden Händen, so daß jede Hand ein Segensstück sich zueignete. „Die Zeit der Ernte ist vorhanden!“ sagte sie; — „weißt du noch, was ich dir hier an dieser heiligen Stätte gewünscht habe? Meine Ermahnungen sind auf ein gut Land gefallen.“ — Ueber diese Zurückerinnerungen bei diesem Erntefest vergaß ich das Stück rohen Schinken, welches mir meine Mutter für diese Cabinetspredigt versprochen hatte. Sie selbst hatte bei der in der Speisekammer genossenen Seelenspeise den Leib ganz und gar vergessen.

Die ganze letzte Woche vor der Predigt wurde von meiner lieben Mutter so wie der heilige Abend vor einem

der drei hohen Feste angesehen. Sie feierte Weihnachten, Ostern, Pfingsten meinetwegen auf einmal, und Alles ging auf Zehen. Am Freitage führte mich mein Vater zwischen zehn und elf des Abends in die Kirche und setzte sich mit meiner Mutter, die eine kleine Laterne in der Hand hielt, in seinen Beichtstuhl. Ich wurde durch diesen Schein der Lampe in ein so heiliges Feuer gesetzt, daß ich bei dieser Probe meine Predigt mit einer solchen Rührung ablegte, als ich bei der ordentlichen Ablegung nicht empfand, bei welcher ich auf die Gesichtszüge dieses oder jenes merkte und insbesondere nicht vergaß auf Nr. 5 zu sehen, wo mein liebes München saß. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß wenn gleich München schon längst aufgehört hatte die „königliche Prinzessin“ und ich „Alexander“ zu sein, diese alte Liebe, wiewohl unter anderm Namen, fortgelodert hatte.

Mein Vater war außerordentlich mit dieser Predigtprobe zufrieden. „Predige, so lange du lebst, mit einer solchen Rührung, mit einem solchen Gott ergebenen Herzen,“ sagte er, — „so wirst du dir und denen nützlich werden, die dich hören.“

Diese Probe in der Kirche war inzwischen, so spät sie auch anfang, einem Paar Leuten aus unserm Dorfe nicht entgangen. Die Laterne in der Hand meiner Mutter hatte einen solchen Widerschein geworfen, daß in der ganzen Gemeinde das Gerede ging, es würde sich ein bedeutender Todesfall ereignen.

Am Sonnabende vor der ersten Predigt war im Pastorat Alles so feierlich still, als es noch nie gewesen; meine Mutter sagte selbst, „wie vor der Erschaffung der Welt.“ Meine Mutter hatte die Lieblingschüsseln auf den andern Tag für mich bestellt und entdeckte mir wohlbedächtig schon Sonnabends am Hühner- oder Polterabend, womit sie mich Sonn-

tags erfreuen würde. „Auch der liebe Gott,“ setzte sie hinzu, „erfreut seine Kinder in dieser Welt mit leiblichen Gaben. Wer am ersten nach seinem Reiche trachtet, erhält diese Zugaben und empfähet sie mit Dankfagung und Wohlgefallen.“

Bald hätte ich einen Zug vergessen, der mir sehr rührend und ebenso lächerlich vorkam. Ungefähr um elf Uhr in der Nacht auf den Sonntag, da meine Mutter in der festen Meinung war, ich sei schon eingeschlafen, kam sie in meine Kammer, und nachdem sie das Concept zu meiner Predigt sehr andächtig aus der Bibel genommen, legte sie's mir unter's Kopfkissen, murmelte einige mir unverständliche Worte und ging davon. Schon war ich im Griff nach der Hand dieser lieben Mutter, um sie zu drücken und zu küssen. Ich konnte diese Nacht vor Aufregung nicht schlafen und war also ein Augenzeuge von diesem Vorgange, wenn ich gleich meine Augen bis auf ein kleines Ritzen verriegelt hatte.

Des Morgens erfuhr ich den Aufschluß dieser Ceremonie, die sich von der Schwester der Mutter meiner Mutter herschrieb, welche behauptet hatte, daß das Concept unterm Kissen sehr das Gedächtniß stärke. „Ich glaub's nicht,“ fügte meine Mutter hinzu, „indessen ist's in der Familie beibehalten bis auf die vorige Nacht.“ —

Ich hielt meine Predigt mit erwünschtem Glücke, allein — ohne Rührung, indem, wie ich schon bemerkt habe, mein Auge herum wankte und bei Nr. 5 sich lagerte.

Ich sah ein, was mein Vater oft zu behaupten pflegte. Ein Geistlicher muß wie ein Vater zu seinen Kindern reden. Wenn er sich's aufschreibt, muß er's nicht der Gemeine, sondern seines Gedächtnisses wegen thun. Auch ein Vater macht sich wohl ein Promemoria, wenn er viel mit seinem Sohne zu sprechen hat.

„Wer“ — pflegte er zu sagen, — „sich ein Gebet auswendig lernt, spottet Gott des Herrn. Entweder muß man gar nicht auf der Kanzel beten, oder man bete nach der göttlichen Vorschrift: ihr sollt nicht viel plappern.“ Sonst war mein Vater der Meinung, daß junge Leute nicht eher die mindeste Ausarbeitung machen sollten, als bis sich ihre Seele entfalten könne. „In jedem Menschen“ — sagte er, — „liegen Zuriistungen und Triebfedern zu allen Charakteren. Die erste Schrift, die ein junger Mensch entwirft, muß der Kupferstich seiner Seele sein. Aus einer ersten Predigt kann schwerlich mehr erhellen, als ob der junge Mensch zum Gesetz oder zum Evangelienprediger gedeihen werde.“

Alles, was wünschen konnte, wünschte mir nach gehaltenen Predigt Glück, nur München nicht; diese ging aus Nr. 5, als ob sie nichts gehört hätte. Ihr Scherstein, ein verstohlener Blick, galt aber mehr, als alle übrige klingende Münze. Sie hatte mich — wie sie mir später selbst gestand — nach dieser Predigt noch lieber als ehemals, ohne daß ich einsehen konnte, was eine Predigt auf die Liebe für einen Einfluß haben könne.

Nach der Zeit erklärte ich mir dieses Räthsel. Das Frauenzimmer liebt Leute, die öffentlich reden und Geschäfte treiben, — vielleicht weil es Herzhaftigkeit verräth, vielleicht weil die Ehre, die auf den Verehrten fällt, auf sie zurückprallt. Kurz — ich gewann bei München. Ich hatte sie in der Predigt angesehen, ich hatte Gott in der Kirche — so kam es ihr vielleicht vor — hierdurch zum Zeugen unserer Liebe angerufen. Wir waren nur Eine Seele vor der Predigt, nach derselben ward ich der Mann ihrer Seele und sie das Weib der meinigen. Unsere Herzen kamen sich nach dieser Predigt oft in Wort und Kuß auf halbem Wege entgegen. An mehr dachten wir beide nicht.

Minchens gute Mutter hatte leider nicht in die Kirche kommen können, weil sie krank darnieder lag. Minchens Vater aber, der „alte Herr“ — wollte wieder mit einem Spruch bei meiner Mutter gut machen, was er mit einem Spruch verdorben hatte. — „Man kann vom jungen Herrn“ — versicherte er — „nicht sagen, was man dem Herrn Pastor in Goldingen, der die Gemeinde von seinem Herrn Vater erbt und mit ihr des Vaters Predigtconcepte, mit vollem Recht nachsagt: „„Alles was der Vater hat ist sein und von dem Seinen wird er es nehmen und euch verkündigen.““ —

Meine Mutter, die ihn keiner Antwort würdigte, sprach gleich nach eingenommenem Mittagmahl von Univer-  
sitäten. Mir schienen damals Universitäten ein sehr unnöthig Ding zu sein. Ich wiederholte ihr das, was mein Vater oft darüber verkündigt hatte. Er war in dieser Hinsicht der Meinung, daß keineswegs alle Bäume, die ihr Haupt emporheben sollen, zuvor in einer Baumschule ihre Jahre stehen müßten. Wo Gott und die Natur ist, da ist eine hohe Schule — dachte er; in ihm leben, weben und sind wir. Aber meine Mutter wollte von solchen Ideen nichts wissen. „Dein Vater und sein Wort in Ehren,“ — erwiderte sie mir — „aber in diesem Stücke hat er Grundsätze, daß man beinahe glauben sollte, er wäre auf keiner Universität gewesen!“ —

„Liebe Mutter — mag man's ihm ansehen oder nicht — der Vater verdient in Wahrheit so sehr Pastor zu sein als die auf zehn Hochschulen gewesen sind!“ —

„Alles gut, mein Sohn — aber beim Hebräischen stehen die Ochsen am Berge. Von einem Conversus kann es nicht Jeder lernen! Du mußt fort — du sollst ein Vorbild werden deiner Heerde — du hast Talente, die müssen auf einer privilegirten Wage gewogen und das Gewicht durch ein beglau-

bigtes Testimonium bezeichnet werden; — du weißt, das wird nur auf Universitäten, und zwar in schönem Latein, gegeben.“ —

Die Talente, deren meine Mutter Erwähnung that, brachten mich auf ein weites Feld. Ich erinnerte sie daran, daß nach der Meinung des Vaters man ganz unnütz darüber klage, daß so viel Talente unterdrückt werden und so viel Lichte unter dem Scheffel bleiben. Wer ein recht Talent hat, brennt sich durch den Scheffel durch; und dessen Flamme so weit nicht reicht, bleib unterm Scheffel oder bleib im Lande und nähre sich redlich. Muß denn, wer ein Talent hat, gleich ein Buch schreiben? Kann man nicht ein Talent haben und den Pflug führen? „Ein Talent ist Hesen. Der macht, daß sich der Teig hebt, wenn er herein gelegt wird.“

Ich muß es nur gestehen, niemand als M i n c h e n machte mich so beredt, gegen das Fortziehen auf die hohe Schule zu argumentiren. Ich fürchtete mich vor der Trennung. Da mir aber schließlich meine Mutter entgegensezte, daß, wenn ich nicht auf die Universitäten zöge, ich nicht Pastor werden könnte, kam ich auf andere Gedanken, und das, wie zuvor, — auch Minchens wegen. Ich sah auf einmal, wie ein Erleuchteter, alle Gründe meiner Mutter ein und hatte keine Zweifel mehr.

Mein Vater kam hinzu und sprach ein Langes und Breites über die hohen und niederen Schulen. Die Verbesserung der letzteren hielt er für eine Grundbedingung zur Hebung der ersteren. Ja, er meinte, man sollte noch eine Stufe weiter hinuntersteigen und mit Verbesserung der M i t t e r dieses gute Werk anheben. Man sollte Töchter ziehen, ehe man noch an Söhne kommt. Unsere Töchter werden meist, wenn es köstlich gewesen ist, als Mamsells d. h. als französische Hofmeisterinnen erzogen. Jünglinge haben vielerlei

Zwecke. Mädchen im Grunde nur den, Weiber und Mütter zu werden. Ein gutes Weib ist auch immer eine gute Mutter. Jetzt ist die Erziehung, wenn man an die Männer appellirt, gemeinhin schon in der ersten Instanz von ungeschickten und unwissenden Sachwaltern verdorben. Die Kur an einer von der Mutter verfälschten Seele wird kaum je gelingen.

In Bezug auf die Elementarschulen der Knaben hatte mein Vater auch seine besonderen Ansichten, die er oft mit Seufzen über die herrschende Unsitte kund gab. Er fand es unerhört, daß die Schulhalter fast lauter Geistliche seien und daß unsere Knaben alle so erzogen werden, als sollten sie wieder Schulmänner werden. Es sollte mehr Natur, mehr Leben in unserem Elementarunterricht sein, meinte er. Die Bibel hielt er allerdings für das einzige Buch, das für alle Menschen paßte, ein göttliches Elementarbuch! Aber doch wollte er es dabei nicht bewenden lassen, sondern verlangte, daß die Schullehrer auch in die freie Luft der Natur mit ihren Jöglingen hinausziehen, so zu sagen als Peripatetiker im Angesicht Gottes lehren sollten.

Ueberhaupt war mein Vater ein naturwüchziger Methodiker. Das sah ich deutlich, wenn er über Akademien sprach. Den rechten Weg abzustecken, sei die Hauptpflicht der akademischen Gelehrten. Sie sollten Wegcommissärs für das menschliche Geschlecht sein. Wer einmal vom rechten Weg ver-  
schlagen sei, komme immer weiter vom Ziele. Die meisten Professores erschienen ihm wie Sklaven, die an Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre gebunden sind, wie Uhren, die zu Ostern und Michaelis ausgestäubt werden, wie Körper, die ihren Lauf alle halbe Jahre unselig vollenden, — ja wie Körper in der gelehrten Welt, die nicht ihr eigenes Licht haben, sondern die vielmehr ihr Licht gemeinhin von dem Divat junger Leute

erhalten. Wie oft glaubt ein akademischer Lehrer, wenn er seine Kenntnisse gut verzinsen will, marktschreien zu dürfen, um durch eine Universalpille die Leute an seine Bude zu locken. Die Meisten haben ein Arcanum, ein Mysterium, das sie empfiehlt, wovon sie zwei Drittheile alle halbe Jahre für sechs bis acht Thaler schwer Geld verhandeln; ein Drittheil behalten sie noch zurück. Man erfährt also das Ganze nicht eher, als bis es im Druck erscheint. Und siehe da! Kein Mensch findet sodann das, was der Professor fand: — es ist ein gewöhnliches Compendium!

Auf die Professoren, die als Schriftsteller sich besonders hervorthaten, war mein Vater auch nicht gut zu sprechen. Er meinte, ein solcher akademischer Lehrer, der die Welt für sein Auditorium ansehe, der durch seine Schriften mit dem ganzen menschlichen Geschlecht spreche, sei meist ein so stolzes Ding, daß er es nicht für der Mühe werth halte, junge Leute zu unterrichten.

Auch in Betreff des akademischen Lebens hatte mein Vater mancherlei Zweifel. Was legt sich dem akademischen Jüngling nicht in den Weg, ihn zu stören! Da ist ein Ständchen zu bringen, da kommt ein Landsmann an oder reißt wieder ab; da hat er sich zu schlagen, — da dem Professor, der die Privilegien schmälern will, die Fenster einzuschlagen! Und die Freiheit wird ihm der Weg zur Ungezogenheit. Seine „Mitbrüder“ ersticken in ihm den Trieb sich emporzuarbeiten. Will er ein ehrlicher „Landsmann“ sein, muß er — wie der große Haufen — nichts lernen. —

Trotz alledem suchte mein Vater jetzt Alles zum Besten zu kehren. Er sehe ein, daß dem jungen Manne die Akademien ebenso nothwendig seien wie dem Handwerksburschen die fremde, das Wandern. „Es muß“ — sagte er — „eine Zeit sein, wo man einsehen lernt, was man nicht weiß;

und kein besserer Ort läßt sich dafür denken, als eine hohe Schule. Eine Universität ist ein gewisses Ganzes der Gelehrsamkeit und wir Deutschen sind nun einmal Universitäts- oder akademische Köpfe.“

Meine Mutter traute diesem verhältnißmäßig kurzen Panegyrikus meines Vaters nicht ganz. Sie fühlte es ihm ab, daß er seine Zweifel nicht völlig los werden konnte.

„Sollte nicht“ — bemerkte sie mit einem überlegenen Lächeln — „sollte nicht, da Adam und Eva doch wirklich relegirt wurden, schon das Paradies die erste Akademie genannt werden dürfen? — Wenigstens“ — fügte sie ernster hinzu — „war doch Samuel ein Professor und die Prophetenfinder Studenten — und Paulus hat vom Galiläer“ —

„Gewiß“ — fiel mein Vater ein — „und Stephanus — „voll Glaubens und Kräfte, that große Zeichen unter dem Volk; — da stunden Etliche auf von der Schule, die da heißt der Libertiner und der Cyrenier und Alexandrier und befragten sich mit Stephano; und sie vermochten nicht — bei dieser Inauguraldisputation — zu widerstehen der Weisheit und dem Geiste, aus welchem er redete.““

Meine Mutter war außer sich vor Freuden über diesen Text; nur die „Alexandrier“ hätte sie gern relegirt. Die gute Mutter! — „Sei ein Stephanier,“ — sagte sie — „lieber Sohn, ein Stephanier!“ —

„Laß den Braunen satteln“ — sagte mein Vater, das Gespräch plötzlich abbrechend, zu mir. „Du sollst nach Neuhoß-Geldern reiten. Es sind zehn Jahre, daß ich unsern trefflichen Nachbar, den alten Herrn von Geldern nicht gesprochen habe. — Die Zeit wird an's Licht bringen“ — fügte er mit einem Seufzer hinzu — „was noch im Finstern verborgen ist. Der Alte will, daß du mit seinem Sohne, der

auch reisefertig und universitätsreif ist, die Reise unternehmen sollst.“ —

„Deine Wäsche ist bereitet, mein Sohn“ — setzte die Mutter hinzu. „Sechs Duzend Oberhemden, sechs Duzend Unterhemden, zwei Duzend für den Sonntag, ein halbes Duzend für hohe Feste.“ — Meine Mutter registrierte noch mancherlei, was für mich bereitet wäre; allein mein Vater blieb bei den Hemden stehen, auf die meine Mutter gleichfalls einen besondern Accent legte. Sie dachte sich unter dieser Hieroglyphe die weißen Kleider, womit wir im Himmel angethan sein würden. Was meinen Vater zum Stillstand vermochte, war etwas Irdisches. „So viel Hemden,“ sagte er, „haben ja zwölf Prinzen von Hause nicht! — Je vornehmer der Mann, desto schlechter die Hemden,“ fuhr er fort; „besonders im monarchischen Staate, wo man nur auf das, was vor Augen ist, siehet. In der Schweiz, in Holland, in England feine Wäsche, und je vornehmer der Mann, je feiner. Wo ein Tyrann, ein Despot herrscht, will ich das Hemde nicht sehen. Die Menschen achten dort ihren Leib nicht, der ihnen nicht zugehört. Je näher auf den Leib, in despotischen Staaten, je schlechter der Anzug. Für einen Despoten ist ein grobes Isabellenhemde gut genug.“

Also Sonntags- und Montagshemden, liebe Mutter, und wie Gott will: Sterbehemden und Prophetenkinderhemden; nur eins (das wett' ich) nicht — ein Brauthemde!

Da bin ich eben, wo ich sein muß, um meinen Lesern den Schlüssel zur akademischen Ehrenpforte und zum „Stall des Braunen“ getreulich einzuhandigen. Ein Schlüssel öffnet Alles: — die Eltern eilen gemeinhin mit ihren Söhnen aus dem Hause, sobald die Natur die Fabel vom Storch widerlegt. Ich will es nicht ausmitteln, in wie weit es gut sei, Kinder in diesem Stücke der Natur anheim zu geben, um

die Frage unbeantwortet zur rechten Hand liegen zu lassen: ob es Kinder in's Treibhaus bringen hiesse, wenn man ihnen im zartesten Alter dies Storchgeheimniß erklärt. Vom Blatterinoculiren haben wir guten Erfolg. Hier müßte auch Erfahrung entscheiden. Nach meiner Erfahrung kann ich jene Frage nur mit Ja beantworten.

So viel dient nun hier zur Sache, daß Eltern, sobald sie den Sohn vaterfähig halten, ihm eine glückliche Reise anwünschen. Sie besorgen vielleicht, die Söhne wollen sich an ihrem Hause einen Flügel anbauen lassen, und sehen es nicht gern, wenn der Sohn zu früh heirathet. Hier ist der Beleg zu diesem Eingange.

Meine Mutter war nach meiner Krankheit zuweilen die dritte Person, wenn ich mit München allein zu sein Lust hatte. Die Liebenden, wenn sie lieben, glauben insgemein, es wüßte Niemand, daß geliebt würde, und oft steht's alle Welt. Sie bilden sich ein, ihre Liebe sei die einzige in ihrer Art; da aber jeder die nämliche Methode hat, und Adam selbst mit den Augen die erste Anwerbung gethan hat, so schläft der Verräther nicht. — Meine Mutter merkte, mein Vater merkte. Beide sagten mir aber kein Wort. Meine Mutter, weil sie es für unmöglich hielt, daß die Liebe des Sohnes eines Literatus, des Unverwandten Paul Einhorn's und Alexander Einhorn's, des zweiten kurischen Superintenden, Wurzel fassen könne, wenn er die Tochter eines Töpfers, der zugleich Schuster und Schneider ist, liebt. Mein Vater, weil er wegzusehen sich verpflichtet hielt. Er verlangte sonst von mir ein ganzliches kindliches Vertrauen; München nahm er aus. — Wie richtig ist Regel und Ausnahme! Lehrt, Eltern, eure Kinder wählen, ehe die Natur sie lieben lehrt. Es ist eine unüberdachte Behauptung, daß Söhne kein Geheimniß (die Liebe nicht ausgenommen) vor ihren Eltern

haben sollten; ein gewaltiger Irrthum! — Wer Liebe nicht ausnimmt, giebt seinen Söhnen im Lügen Unterricht. Der Sohn, der fühlt er könne Vater werden, ist von der Natur emancipirt; er hat in diesem Stücke keinen Vater mehr. Töchter behalten Vater und Mutter, bis sie Einem zu Theil werden, dem sie als ein heiliges Depot überliefert werden müssen.



## Sechstes Kapitel.

### München.

Ich hatte die Gewohnheit, zuweilen mit München in ein benachbartes Wäldchen spazieren zu gehen; und nichts war mir angenehmer, als wenn ihre natürlich schöne Stimme die Nachtigallen zum Concert aufforderte und wenn sie von den Vögeln des Himmels accompagnirt wurde. Hätte sie bei einem Italiener Stunden genommen, keine Nachtigall hätte sich mit ihr eingelassen. Jetzt sang die ganze Natur mit, weil sich gleich und gleich gefellte, und ihr Gesang Natur war. Ich hatte München umfaßt; sie war mein. — Mein Auge sagte laut: Ewig mein! — und das ihrige antwortete: Ewig dein! —

In dieser Stellung und während diesem Augengespräch und dem Concert, das die Natur dirigitte, traf uns mein Vater wie ein Blitz. Ich war ihm sonst nie in diesem Wäldchen begegnet. Mich zu belauschen hatt' er's nicht angelegt, das weiß ich. Da standen wir nun und sahen uns an. Lange hielt ich noch meinen Arm wie um ihren Hals geschlungen. Sie zog sich aus der Schlinge. Sie, die der liebe Gott so himmeln gebildet hatte, stand, wie mich dünkt,

noch immer so von der Seite übergebogen, so angeschmiegt, als ob sie noch nicht auf freiem Fuße wäre, oder als ob sie sich nach mir geformt hätte. —

Wie ich endlich meinen Arm fallen ließ, war's mir, als wenn die Welt fiel, so angst war mir. Wie ihr gewesen, da sie wieder in's gerade Geleise kam, konnte sie nie angeben. Wir armen Kinder der Natur! Ich sehe ein, wie es dem Adam zu Muth gewesen, da er zum ersten Male inne geworden, er sei nackt. Wer nicht empfinden kann, was Minchen und ich empfunden, thue mir den Gefallen und lese nicht weiter. Ich glaube, ich werde den Eindruck nie verlieren; und hab' ich ihn gleich nach der Zeit nicht so stark empfunden, war es mir doch, so oft ich daran dachte, als ständ' ich mit Minchen im Wäldchen.

Ich empfand's: — die Nachtigallen schwiegen und Alles, was eben wachsen wollte, machte Stillstand und sah uns an. — Mein Vater war in der nämlichen Verlegenheit und hielt mit uns völlig das Gleichgewicht. Entweder wollte er sich heraushelfen, oder er wußte nicht, was er sagte. „Ist der Herr Vater nicht hier?“ wendete er sich zu Minchen; und sie: „Nein, er ist auch nicht hier gewesen.“ — Kann wohl was Unschuldigeres auf die Frage: Ist der Herr Vater nicht hier? geantwortet werden, als: Nein, er ist auch nicht hier gewesen. Das war kein Feigenblatt zur Schürze! — O Minchen! Minchen! welch eine Süßigkeit ist's, dich zu lieben! Für dein: „Nein, er ist auch nicht hier gewesen,“ verdienstest du schon den Lohn der Unschuld; und könnte ich den Ton hinschreiben, in dem du dieses sagtest — du verdienstest bis an's Ende der Welt gemalt und gezeichnet zu werden, mit der Umschrift: „Nein, er ist auch nicht hier gewesen.“

Wir gingen alle drei zusammen nach Hause. Unterwegs erzählte uns der gute Vater wider seine Weise, was er künftigen Sonntag, geliebt's Gott, seiner lieben Gemeinde vorsetzen würde. — Das Ende dieser Geschichte war am folgenden Tag die im vorigen Kapitel berichtete lange Predigt von den Universitäten und die Nutzenwendung: „Laß den Braunen satteln.“ —

Bevor ich wegritt, ging ich nochmals zu Minchen, der ich einen großen Theil von dem Werthe der Universitäten vorsagte, um sie zu meiner Abreise vorzubereiten. Minchen sah ein, daß es gut sei, daß ich hingehe. „Um Pastor zu werden“ — sagte sie — „ziehst du von hinnen. Zieh hin in Frieden —“

Sie wollte offenbar noch etwas hinzufügen, als der „alte Herr“ eintrat. In Gegenwart des Vaters konnte sie kein Wort zu mir sagen, sondern zog sich in sich selbst zurück, — so unheimlich war er ihr.

Als der Alte erfuhr, daß ich reisen sollte, wünschte er — indem er mir ein „tiefunterthänigstes Compliment an Seine Hochwohlgeboren den Herrn von Geldern“ mitgab — „Glück und Segen zu den akademischen Studien“, wobei sich sein Mund zu einem widrigen Lächeln verzog, so daß ich es kaum über mich brachte, ihm die Hand zu geben.

Die Frau, Minchens treffliche Mutter, hielt bei diesem Abschied lange meine Hand — ich fühlte es ihr ab, daß sie unsere Jugendliebe ahnte und billigte — und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: „Gott geleite Sie und segne Sie, und geleite Sie immerdar — jetzt und — in alle Ewigkeit!“ — —

Da ich später noch auf längere Zeit mit meinem Vater nach Neuhof reisen werde, will ich mich — in Rücksicht meiner Leser — jetzt nicht lange daselbst aufhalten. Ich

lernte daselbst den jungen Herrn mit Flinte, Jagdtasche und Hirschfänger kennen. Sein Vater — der alte Herr von Geldern — schien mir ein rechter, echter, heller, klarer Mann zu sein. Unbegreiflich blieb mir damals, wie er und mein Vater sich zehn Jahre lang hatten den Rücken kehren können. Der unselige, auf Mißverstand beruhende Proceß wegen Grenzstreitigkeiten konnte unmöglich der ausreichende Grund sein, der diese beiden trefflichen Männer so lange getrennt hatte. — Von der Frau von Geldern wird später ausführlich die Rede sein. Vorläufig — ich will nicht vorgreifen — erschien sie mir nur als — „gnädige Frau“, an der mir ein gewisses Etwas auffiel, das man, glaube ich, in der großen Welt in zwei Stunden lernt, wenn man — in Purpur und köstlicher Leinwand geht, einen Gömmer am Hofe und Geld auf Zinsen hat.

Anfangs dachte ich, als ich wieder auf dem Braunen saß und heimritt: wenn München doch etwas mehr von diesem gesellschaftlichen Schliff hätte! — Eine Viertelmeile von der „gnädigen Frau“ war ich von meinem voreiligen Wunsche zurückgebracht. Ich überdachte die Eigenschaften, die bei München hierdurch leiden könnten; und was — sagte ich mir, da ich das Schöne der Natur rings um mich sah, — was ist diese künstliche Dreistigkeit gegen die Natur! Was ein gepflanzter Garten gegen Wald und Feld? —

Da kommt mir, wie ich eben in die Gedanken meiner Liebe vertieft so dahinreite, plötzlich ein Junge entgegengelassen, der ehemals unter unserer Spiel-Phalanx gedient hatte und in Gnaden verabschiedet war. Er ließ mich wegen der Nachricht, daß — Münchens Mutter gestorben, nicht ausdenken. „Plötzlich“ — sagte er athemlos — „niemand konnte sich's vorstellen. Eben ist sie kalt geworden!“ — Ihre letzten Worte: „Gott geleite Sie und segne Sie immerdar,

jetzt und in alle Ewigkeit“ — fingen mir so lebhaft an zu werden, daß ich diese gute alte Mutter sah! — „Und Minchen?“ — fragte ich voll Unruhe. — „Ihre Königliche Hoheit“ — antwortete der Junge in Erinnerung an unsere Kriegsspiele, — „befindet sich wohl, außer daß sie halb todt wegen des Todes der Alten ist.“

Mein ehrlicher Helm — der Junge hieß eigentlich Wilhelm, seiner Tapferkeit wegen ward ihm indessen die erste Silbe erlassen — sagte dies mit so viel Subordination, daß er in jedem Worte Takt hielt. Er bemerkte unmaßgeblich, daß dieser Todesfall vor einiger Zeit durch ein Licht in der Kirche zwischen elf und zwölf sehr richtig verkündigt worden wäre. Allein ich belehrte ihn, daß dieses Licht meiner Mutter Handlateruchen gewesen, worauf er sehr bestimmt versicherte, daß er selbst an solche Vorzeichen nicht glaube. Er mußte noch Briefe besorgen, ich winkte ihm zum Abschied mit der Hand, gab meinem Pferde die Sporen und hielt am Trauerhause.

Ich fand Minchen die Hände ringen und laut, laut wimmern: „O meine Mutter, meine Mutter! meine liebe liebe Mutter!“ —

Sobald ich in's Zimmer trat, verwandelten sich ihre Schmerzensäußerungen. Sie veredelte ihre ersten natürlichen Aufwallungen. Sie schrie nicht aus, sie seufzte nur ein sanftes Ach! Sie weinte zwar, allein sie schluchzte nicht. Sie goß nicht Thränen, sie thaute sie nur; sie rang nicht mehr die Hände, sie faltete sie. Im ersten Affect hätte sie Alles dieses vielleicht nicht über sich erreicht. Jetzt aber opferte sie mir ihren Schmerz auf. Alle poetischen Uebel geben der Liebe Zuwachs. Ein Mädchen, das einen Bräutigam hat, kann unmöglich über den Tod ihrer Mutter an-

ders als dichterisch betrübt sein. Ihr Schmerz ist ein schöner Schmerz. Sie übersetzt den Schmerz, wenn ich so sagen soll, in wohlklingende Verse: Alles was sie that gehörte der Seligen und mir zur Hälfte.

„Hätten Sie sie sterben gesehen!“ — sagte das gute Kind zu mir: „Einen Gruß über den andern an Sie. Sie ging so schön wie die Sonne unter. Ich hätte was darum gegeben, wenn Sie diese untergehende Sonne noch beschienen hätte. — Gewiß sind Sie ihrem Geist begegnet.“ —

„Ich bin ihm begegnet,“ — versicherte ich — „ich hab' sie gesehen, ich hab' sie gehört. — Gott geleite sie — und segne sie — jetzt und in alle Ewigkeit! O — ich höre es noch!“ —

Da sah und hörte mich mein Vater, der in diesem Augenblick mit Minens Vater in das Sterbezimmer getreten war. „Alexander!“ — rief er; und — ich war kein Sonntagskind mehr. Ich kam von meiner Mondsucht zurück. — „Mein Vater!“ sagte ich; und er drückte mir warm und theilnahm= voll die Hand, als fühlte er meinen Verlust.

Er hatte der Seele dieser frommen Alten mit andächtigen Zuspruch das Geleite gegeben. In seinem Gesicht lag so etwas von Vollendung, von Himmel. Er sah selbst selig aus. Er berichtete mir noch die einzelinsten Umstände von ihrem Tode. Seine Erzählung war mir bedeutsam und neu, ob er gleich erzählte, was ich wußte, was ich vor mir sah! —

Nach dieser Entzückung in den dritten Himmel kamen wir wieder auf's Irdische. Ich erzählte ihm, daß — da mein zukünftiger Gefährte, der junge Herr von Geldern, nicht früher könnte — wir erst in fünf Monaten zur Univer= sität abreisen würden. —

„Willst du“ — sagte er — „noch zu guter Letzt eine Leichenrede halten?“ — „Ja, darf ich bitten,“ fügte der „alte Herr“ höflich hinzu. — Minchen bat mich nicht. Ich entschuldigte mich, und gewiß hätt' ich beim Sommergetreide eingebüßt, was ich beim Wintergetreide, bei der Predigt, eingenommen und eingeerntet, wenn ich bei dem Grabe von Minchens Mutter eine Leichenrede übernommen. Dies war wohl der größte Beweis, daß mein Vater im Grunde nicht wußte, wie es mit Minchen und mir stünde. Er hielt's ohne Zweifel noch immer für Alexander- und Dariuspiel.

Mein Vater ging zu Hause. Ich blieb noch einen Augenblick zurück und ging mit Minchen an's Bett ihrer Mutter. Nie sah ich die Ähnlichkeit, die diese Verklärte mit Minchen hatte, so klar als jetzt. Zwar ein Schattenriß, doch Minchen! und mir sollte grauen? — Ich nahm die mütterliche kalte Hand und rief sie zum Zeugen über mich, daß ich Minchen liebe und lieben würde bis in den Tod. — „Sie fahre über mich,“ sagte Minchen, — „so kalt sie da ist, wenn ich einen Andern liebe,“ — „und tödte mich, wenn ich nicht Minchen liebe, jetzt und bis vor Gottes Thron!“ — setzte ich hinzu.

Wir schieden diesmal von einander, als wenn wir — Probe stürben! So gerührt! so — so —

Mein Vater, der gute Mann, der mich bei meiner Mutter angemeldet hatte, war so gütig gewesen, ihr zu verschweigen, wo er mich und den „Braunen“ getroffen. Sonst war sie von den fünf Monaten Reiseaufschub und daß ich die Redeübung ausgeschlagen, unterrichtet und über beides erbaut. Die fünf Monate gaben ihr zu noch einer Rubrik unter den mitzugebenden Hemden Gelegenheit; und meine abschlägige Antwort wegen der Leichenrede? — Ich erzähl' es ungern,

daß meine Mutter hieraus meine Gleichgültigkeit gegen München, wie aus ein mal Eins — Eins heraus brachte. Liebe Mutter, — die Liebe hält keine Reden! —

Die fromme Alte wurde in aller Stille beerdigt. Und ihr Grabmal war das heilige Cabinet, wo München und ich in Liebesangelegenheiten zusammenkamen. „Ein Engel mehr,“ — sagten wir, — „der uns hört, ein uns so verwandter Engel!“

Liebe und Tod grenzen überall zusammen, im Roman und in der Geschichte. Ich bin der festen Meinung, daß Jedes, was schreiben kann, wenn's liebt, auch Liebesbriefe schreibe, geschrieben habe und schreiben werde. Die Liebe ist eine völlige Opferung, eine Universalgesellschaft. Man giebt Alles, was man hat, man thut Alles, was man kann, man sagt Alles, was man weiß. Ein Bauer kritzelt den Namen seiner Grete in den Sand. Die Harke ist seine beste Feder. Schrammt er ihn in einen Kürbis, schmeckt ihm dieser am süßesten. Schnitzelt er ihn in eine Linde, schmatzt er den Saft aus, der aus den Buchstaben quillt. Grete steht überall, wenn er's bis zu fünf Buchstaben gebracht hat; wenn nicht, ist der erste Buchstabe des Vornamens sein. Er pflügt ein G, er springt ein G, er geht ein G — und Grete? nennt ihn zwar Hans, allein sie näht den ersten Buchstaben seines Zunamens ins Tuch, das sie ihm schenkt. — Ihr aber, lieben Leser, die Ihr schmecket und sehet, wie freundlich Mutter Natur ist, denkt von meinem Vorbericht zu den nachfolgenden Briefen, was Ihr am Ende von allen Liebesbriefen denkt, die Ihr nicht selbst geschrieben habt. Hiermit übergebe ich Euch fünf Briefe von meinem München — nach der Anzahl der Feierhemden, die mir meine Mutter bereitet hat! — —

\* \* \*

Sie an Jhn.

O du lieber, lieber Junge! — Was hast du für eine gute Art zu schelten! Es ist so was Herzliches drin, daß ich es mit fleiß auf ein Scheltwort von dir anlegen werde. Du bist ein ganzer Junge! ein Gott und sein Weib liebender Junge. Mein All, All, All, Alles bist du. Ich lese deinen Brief und schreib' an dich — beinahe Alles zusammen. — Was kann aber die Liebe nicht! — Du schiltst, daß ich durch Nähen und Stricken mir den finger wund gemacht. Soll ich denn die Hände in den Schooß legen? Da würd' eine Närrin aus mir werden, obgleich ich jetzt „dein Weib“ bin. — Was Klügeres kann kein Mädchen in der ganzen weit und breiten Welt sein, als dein Weib. — Der finger ist auch wieder wohlbehalten und heil und sieht aus wie — wie neu hätt' ich bald geschrieben — wie zuvor. Er hat keinen schwarzen Rand mehr. Die Trauer ist schon gestern abgelegt. Was willst du mehr? — Fast wünscht' ich, du möchtest noch mehr wollen, damit du schelten könntest. Schilt doch, lieber herzlieber Junge, schilt doch was rechts auf. — Die Musik war bei meiner fingertrauer nicht verboten. Ich kann dir so herzbrechend singen und spielen: du solltest es nur hören. Mein Vater wunderte sich über den schnellen Gang in meiner Musik. Der gute Mann weiß nicht, daß ich in der Schule der Liebe bin und von ihr Klavierspielen lerne. — Gott im Himmel und dich in der Welt! Wie kann ich Gott lieben, den ich nicht sehe, wenn ich dich nicht lieben sollte, den ich sehe. Ich liebe Gott in dir. Es ist unaussprechlich, wie ich dich liebe. Du bist Gottes Bote an mich. Gott gab mir dich. Meine Seele ist dein und unsere beide Seelen sind Gottes. — Heut sehn wir uns, hoffe ich. Was ist doch die Liebe für eine Lehrerin! Wir sonderten uns das letzte Mal vor aller Leute Augen ab, die mit uns

gingen, und kein Mensch dachte Arges in seinem Herzen. Es fehlte nicht viel, deine Mutter selbst hätte darum gebeten; und das Beste war, wir fanden gleich so viel Zeit, uns viel, viel zu sagen. Findst du aber, daß es weniger wird, was noch rückständig ist, und was wir uns noch zu sagen haben? ich nicht! — Wir zahlen nicht einmal alle Zinsen ab; diese werden noch Capital. Wann wird uns Gott in Stand setzen, Capital und Zinsen richtig zu machen? Wenn du Pastor bist und ich Pastorin. Dein Weib vor Gott dem Herrn bin ich lang. Gott und alle seine heiligen Engel waren auf unserer Seelen-Hochzeit und die sind ständig, beinahe sichtbar um uns, wenn wir allein sind. Es kann nur wenig, sehr wenig daran fehlen, um sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen! — Da kann man wohl mit Recht, wie deine Mutter thut, über den „betäubten Sündenfall“ klagen. Ist's denn Sünde, so zu lieben, als wir? und liebt nicht Gott unsere Liebe? Gott selbst hat uns getraut, und sag': hat je ein böser Gedanke dein Herz verfälscht? Mir ist keiner vorgekommen. Je frömmere ich bin, je inbrünstiger denk' ich an dich. In der Kirche höre ich deine Stimme unter hundert, und ich singe schnell mit, damit wir beide zusammen zu Gott kommen. Aus der ganzen Fülle meines Herzens bin ich dir gut. Bin ich nicht dein Weib, dein treues Weib, du Einziger! Sag' es mir tausendmal und wieder tausendmal, daß du mein Mann und ich dein Weib sei. Das lernt man immer schöner aussprechen, je öfter man es ausspricht. Wenn du es sagst, ist's mir himmlische Musik, Kirchengesang! — Jetzt sind wir nur beim lieben Gott bekannt. Ueber ein Kleines oder über ein Großes — mir ist's gleich, wird Gott uns auch unter die Leute helfen. Ich liebe deine Seele, und du die meinige. Du bist der Mann meiner Seele, und ich das Weib deiner Seele; sonst könnten die Engel mit uns

nichts mehr zu schaffen haben. Leb wohl! — Zu Mann und Weib hat uns der liebe Gott gemacht, zum Herrn Pastor und Frau Pastorin müssen es die Menschen thun. Das ist das ganze Räthsel.

U. S. Zur linken Hand: Warum hast du deinen letzten Brief so weitläufig geschrieben? Wenn du mir so gut nicht wärst, als ich weiß, daß du es bist, würd' ich mir Gedanken machen. Hab' ich es nicht von dir: „je kälter, je weitläufiger, wenn man Briefe schreibt.“ „Wer liebt, läuft immer über. Er kennt nicht Maß und Gewicht.“ Aber so bist du! auf deine Finger siehst du nicht, allein die meinigen sollen nicht „trauern“. Könnst' ich denn nicht dich und du mich lieben, wenn auch alle unsere zwanzig Finger in tiefer Trauer wären! — Ich komme wieder auf's Vorige. Wer war es denn, der sagte, die Natur liebt eben die Finger nicht weiß. Rothe Wangen, starke Hände, wo gesundes Blut durchscheint, ist Naturuniform: wer war es? Ich muß noch ein Stück Papier mit der Nadel anheften. — Lieber Mann, ein Naturmensch, wie du, sollte nicht auf weiße Finger sehen. Das nenn' ich! ich! ich nenn' das schelten! — Grüße alle deine Finger von mir — sie sind meine Finger. Du bist ganz mein, ich ganz dein. Wir sind Eins; ich habe deine Briefe unter meine Bibel gelegt. Erst Gott, und dann mein Mann. So gehört und gebührt es sich. — Ihr Männer, dünkt mich, seid zum Reden und zum Schreiben. Wir Weibchen zum Thun und, wenn's hoch kommt, zum Lesen. Das wirst du wohl finden, ohne daß ich's nöthig gehabt habe zu schreiben. Gottlob! daß du jetzt bald Pastor wirst! So sind wir doch so sehr nicht auseinander. Lieber, lieber, lieber Junge! was meinst du? Die Regenten müssen sich doch auch zuweilen so nennen, wie wir, oder sie wissen nicht, was Liebe heißt, und dann sind sie ärmer als wir und ärmer,

als alle Bettler in unserm Dorfe. Ich weiß doch auch — von unseren Spielen — wie es einer Prinzessin zu Muthē ist; allein ich tausche nicht mit der Königin Elisabeth, da ich dich habe — und du nicht mit Alexander, da du mich hast. Wir würden jetzt schlecht Alexanderchen spielen! die alte Babbe würde die königliche Frau Mutter besser machen, als wir Alexander und Frau Alexander!

\* \* \*

Sie an Jhu.

Außer der Liebe, das fühl' ich, ist Alles Poffen und Unwesen in der Welt. Du hast recht, ganz recht: „die Liebe macht gleichgültig gegen Ruhm und Glanz, allein gegen die Menschlichkeit nicht. Sie schränkt das Herz ein, allein sie erweitert es auch. Eins liebt nur Eins wie Mann und Weib, alle Menschen aber wie Schwester und Bruder. Einen Verliebten, glaub' ich, kann jeder Mann betrügen, er hält Alles für ehrlich, was ihm begegnet; die Liebe ist stark Getränk für die Seele. Sie berauscht sich in ihr; und Verliebten geht's kein Haar besser, als Leuten, die ein Gläschen über'n Durst getrunken haben. Es ist ihnen Alles besser wie zuvor. Sie sehen Alles in den besten Jahreszeiten, Alles im Junius.“ — So weit du. Eine schöne Antwort auf deinen Brief. Ich schreibe ab, was du geschrieben hast. Mich dünkt aber — das ist die rechte Art für ein Weib. Sie ist doch nur eine Kopistin des Mannes, wenn sie schreibt. Denn dies ist ihr Fach nicht. Das war wieder eine Abschrift von dir, und überhaupt bin ich ganz nur eine Abschrift von dir. — Du hast mir gestern geschrieben, daß ich deine Buchstaben nachmache, und daß sie mit der Zeit wie deine sein würden. Lieber Junge! ich leg' es nicht dazu an, ich mache sie nicht

nach. Es kommt von selbst, ungebeten. — Ich lese deine Briefe mir in's Herz und in die Hand. Wenn du morgen zu mir kommen willst, komm um vier; von vier bis sieben sind nur drei Stunden. Ich habe dir viel von der Liebe zu sagen, worauf mich dein Brief gebracht hat. So was muß man sich sagen; schreibt man, ist's so, als wenn man Schlagwasser auf's Schnupftuch gießt. Ich denke, die Liebe ist noch das Einzige, was in der Welt von ihrem Stande der Unschuld und von der Zeit, da sie aus des lieben Gottes Hand kam, übrig ist. Und du lieber Gott! bei dem Allen glaub' ich, daß nicht drei Paar in ganz Kurland sich lieben, wie man recht liebt, sich lieben wie wir! — Du wirst über Vieles lachen, was ich mir im Kopf gezeichnet. — Im Lande, schreibst du, wo man sich in der Landessprache nicht auf gute Weise duzen kann, liebt man nur so so! — — Recht! ganz recht, lieber Junge, und wann hättest du nicht bei mir Recht? Das Duzen ist so was zum Herzen, daß ich's nicht sagen kann. — Was das hübsch ist, daß du deinen Vater und deine Mutter du zu nennen das Herz hast. Meinem Vater dürft' ich so nicht kommen, der Mutter wohl! — darum liebst du auch deinen Vater mehr, als ich leider Gottes den meinigen. Unsere Mütter lieben wir, glaub' ich, gleich. Den kleinen Finger von der Liebe, womit wir uns lieben, — nein, auch der nicht! — Ich habe schon gedacht, ihr Männer könnt nimmer so zärtlich sein, als wir. Hörst du? als wir. Wo ich Alles hernehme, was ich schreibe, mußt du besser wissen, als ich — denn in Wahrheit, wenn ich mich an das Papier setze, weiß ich kein Wort. — Also — morgen von vier bis sieben! — Ich würde nicht eine Sylbe an dich schreiben, wenn du es nicht so wolltest; aber du müßtest ohne Ende und ohne Ziel an mich schreiben, sonst wüßte ich nicht, was ich anfinge. Ich finde in keinem Buche das, was ich in deinen Briefen

finde. — Was du aber in meinen findest, kann nicht viel sein.

U. S. Komm ja um vier; mich ärgert, daß ich Alles so voll geschrieben habe, ich möchte dich gern noch einmal, und noch einmal drum bitten: um vier! —

Sie an Ihn.

„Sie an ihn!“ — diese Erfindung macht dir Ehre. Du und ich, ich und du. Mehr ist für uns nichts in der Welt! Mir kommt's wenigstens so vor. Es geht dir mit meinen Sachen, wie mir mit den deinen. Ich könnte nicht leben, wenn ich nicht was von dir bei mir trüge. Ich sehe dies als ein Pfand an, das du — mit einem Kusse auslösen mußt. Den letzten Brief trage ich immer im Busen, bis ihn der folgende ablöst. Dein Tuch aber kann ich in der Hand halten und küssen und mich damit vor aller Welt Augen befreien. — Mein Tuch und meine Feder, und mein Buch und das Band auf meinem Kopfe, das du nicht berührt hast, ist mir — als ein ungetaufter Heide. Was du angefaßt hast, ist mir eingeseget und geweiht. — Die Stadtleute, die nicht wissen, wie schön es ist, Blumen an der Wurzel zu sehen — geben sich einander Blumen. Ihr Blumen Geschenk — das habe ich von dir — ist ein Bild ihrer Liebe, die auch bald dahinstirbt. Ich möchte nicht in der Stadt wohnen — um vieles! Die Leute, glaub' ich, haben da den lieben Gott nur in der Kirche, wir — der Name des Herrn sei gelobt! — haben ihn überall. — In Mitau werde ja nicht Pastor. Wird' es auf dem Lande. Da hast du halb predigen, und wir leben doppelt. In der Stadt ist man, wie's in der Bibel steht, lebendig todt. Man lebt sich da, wie du sagst, krank und todt. — Daß du mir ja keine neue Feder mehr schickst. Ich will keine, mit der du nicht

schon geschrieben, und die du nicht schon in Gang gebracht hast. Und was ich noch mehr will, das hätt' ich bei einem Haar vergessen. — Der „alte Herr“ geht morgen auf's Land und bleibt drei Tage. —

N. S. Um acht Uhr des Morgens kommt der Wagen nach ihm; um neun ist er gewiß nicht mehr hier.

### Sie an Jhn.

Gestern, lieber Mann meiner Seele! Einziger! habe ich den Geburtstag unserer Liebe gefeiert. Im Buche der Lebenden, das vor dem Throne Gottes liegt, sind wir gewiß von Anbeginn in einer Reihe zusammengeschrieben. Ich zittere und freue mich. Es schaudert mich und ich bin entzückt, da ich an das zurückdenke, was gestern neu geboren ward. Der erste Kuß und mit ihm der Schwur: „Ewig dein!“ — Ich habe meinen Schutzengel sehr gebeten, es dir einzusüßen, was ich gestern empfunden habe, es ist — unanschreiblich! Denkst du auch noch zurück? Unsere Augen waren die ersten Bekannten; sie waren immer zusammen, wenn sie sich erreichen konnten. Eh man sich liebt, ist das Auge, wie du sagst, als eine Sonne mit Wolken belagert. Die Liebe steckt das Auge an, zuvor ist es eine unangezündete Kerze. Kaum brennt's, so ist auch der ganze Mensch hell. — Alles stufenweise in der Liebe! Nach dem Blick eine Berührung. Ich denke noch oft daran, wenn sich unsere Finger berührten, da du mir was reichtest, oder ich dir — die Funken spritzten mir bis in die Seele, so oft wir so Feuer anschlügen, und da ich dein Glas wie aus Versehen nahm, und du das meinige, und da ich mit gutem Bedacht an eben der Stelle trank, wo du getrunken hättest. Himmel, was trank ich! — — Und endlich das hohe Fest, dessen Jahrestag gestern war! — Sprachen wir oder sprachen wir nicht?

Ich glaube: Nein. Sprache und Liebe vertragen sich nicht sonderlich; das habe ich oft erfahren. Die Sprache ist ein ungetreuer Diensthote. Gott, wie du mich küßtest und drei Blüthen vom Baume herabfielen, um diesen Ort zu heiligen, und die Nachtigall schlug, und wir dies Alles nur halb sahen, nur halb hörten, bis wir uns von diesem Kusse erholt hatten! — O Mann, o lieber Mann! welch ein Fest! Wie hab' ich gebetet, daß Gott mit unserer Liebe sei! Er, der die Liebe ist, sei mit unserer Liebe! Er weiß das Ja, das wir stammelnd vor seinem Angesichte ablegten; die Sonne beschien es, der Altar war mit Vergiftmeinnicht bordirt und mit Blumen geschmückt, die so schön zusammenstanden, als ob sie auch unter einander vermählt und zusammengetraut wären. An diesem Tage, lieber Mann! müssen wir auch einmal, wenn Zeit und Stunde ist, vor der Welt zusammengegeben werden. Dieser unser Welthochzeitstag sei uns ein untergeordnetes Fest und also am nämlichen Tage! — Man muß Gott mehr lieben als die Menschen — ich habe sehr, sehr für dich gebetet. Ich bin deinetwegen beim lieben Gott Sturm gelaufen. Laut, laut schrie ich: Gott sei mit ihm, mit ihm! — Ich nimm' dich immer zum lieben Gott Er. Gott weiß ja alle Dinge. Einmal — das muß ich dir ohrbeichten — kam mir der „Alexander“ in den Mund, und ich ward so zurückgesetzt — ich schämte mich so vor'm lieben Gott, daß ich in zwei Tagen kein Wort hervorbeten konnte. Ich denke, es kommt daher, weil wir „Alexander“ gespielt haben, und weil der liebe Gott das Herz und kein Spiel haben will. Weißt du woher anders? — Schreib's mir. Es war doch nicht ein Schelmenstück, daß du den Alexander machtest, und mein Bruder Benjamin den Darius. Du heißt ja — leider — Alexander. Da bin ich wie deine Mutter! Ich gäbe was drum, wenn du Johann oder Gottlieb hießest.

Es hat doch bei unsern Schlachten kein Junge ein Bein gebrochen, und die Jungens sind alle so vollkommen, so stark. Benjamins Fuß ist obenein gerader geworden; was fällt aber nicht, wie man hört und liest, im Kriege? Im Anfange glaubte ich, daß in der Geschichte die Zahlen der Gefallenen verdrückt wären, ich fand's aber oft ganz ausgedrückt. Die Leute sollten's nicht so deutlich machen, damit man wenigstens denken könnte, es wäre eine Null zu viel. — Da seh' ich, was ich zusammen geschrieben habe. Wenn du oder ein anderer Alexander das, was ich geschrieben, schreiben oder besser zusammenlegen sollten, wär's ordentlicher und kürzer, glaube ich, aber nicht herzlicher. Ich streiche nichts. — Mögt ihr doch streichen, wenn ihr nur nicht das Herz herausstreicht, wie ich glaube, daß es die meisten von euch thun. — Da stel's mir neulich beim Pilatus ein: „was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben.“ Gott verzeihe mir's. Ich dachte an das Weib! — Er, als Landpfleger, hätte ja streichen können. — Wie ich froh bin, lieber Junge, das wird dir dein Schutzgeist sagen. Der meinige hat ihn heute gewiß mehr als einmal besucht und es ihm erzählt. Wenn wir sie einst in jenem Leben kennen lernen werden, das wird eine Lust sein! — Mir ist's sehr, sehr angenehm, an den Tod zu denken. Wie denn dir? — Gott segne dich und behüte dich in alle, alle Ewigkeit! Amen! —

An der einen Seite stand:

Heute gewiß einen Brief von dir. Es ist Geburtstag! Die Briefe werden sich begegnen. Ist er noch nicht abgeschickt, laß ihn den meinigen küssen; ich werd's empfinden; und eh' die Briefchen einmal, wenn wir zusammen sind, auch zusammen kommen und sich paaren, wird's noch eine Zeit dauern. An unserm Welthochzeitstage wollen wir sie zu-

fammenlegen. Eben denk' ich dran, wie furchtsam unser erster Kuß war, um dir zugleich eine gute Lehre zu geben. Jetzt ist's so, als wenn du mir das Aug' austrinken wolltest, wenn du es küssest! — —

Sie an Jhn (nach dem Tode der Mutter).

Lieber Alexander! Ich habe zum erstenmale einen Menschen sterben gesehen! und gleich zum erstenmale eine Mutter! Nun würde folgen, selbst zu sterben, und das Entsetzlichste — von deinem Tode zu hören. Denn dich sterben sehen, wär' unmöglich. Lieber Junge, Alles auf einmal! Du wirst weg — meine Mutter ist schon weg! — Du kommst zwar wieder, allein meine Mutter nicht mehr. Du weißt, wie ich sie geliebt habe, und wie sehr ich Ursach dazu gehabt. Wenn wir zu einem Briefträger einen Vertrauten nöthig gehabt, wäre sie es gewesen. Du hast mir's gesagt und geschrieben: Ein Mädchen kann zum Vertrauten in der Liebe niemand anders als eine Mutter nehmen — höchstens einen Bruder. Wie wird's jetzt werden, da du dem Benjamin unsere Liebe nicht entdecken willst? — Du schreibst von ihm: „ein guter, sehr guter Junge, nur ist er gewohnt in die Flucht geschlagen zu werden. Wer Geheimnisse bewahren will, muß des Siegens gewohnt sein.“ — Wir armen Leuten! jetzt schreiben wir einander und tragen die Briefe selbst an Ort und Stelle! Wenn du aber nicht mehr dreißig Schritte für Männer und sechzig Schritte für Weiber und fünfundvierzig Schritte, wenn wir beide zusammengehen, von mir entfernt sein wirst, wie werd' ich dir meine Briefe im Buche reichen oder in die Hand drücken oder auf diese oder jene Stätte legen können, welche der liebe Gott bloß unserer Briefe wegen so dick mit Gras bewachsen ließ, um unser Geheimniß zu decken? — O Gott! wenn ich an deine Abreise denke,

ist's mir so, als wenn ich meine Mutter sterben sähe; und doch wirst du wiederkommen und dein Weib bekennen vor den Menschen. Gott helf' uns dieses Bekenntniß vor dem Altare ablegen, wo wir ehemals unser Glaubensbekenntniß gen Himmel ablegten! Du mußt auf eine Universität, das hast du mir bewiesen, also gehe hin. — Ich werde dir noch viel, viel mitgeben, daß du dich meiner erinnern kannst! — Du armer Junge! ich behalte doch mehr zurück. — Dein Vater hat deine Finger, als wenn ich sie sähe. Wie werd' ich darnach blicken, selbst wenn er mir die Hand beim Beichtstuhle auflegen wird — selbst da werd' ich an deine Hand denken. Das ist doch keine neue Sünde? Was behalt' ich nicht noch mehr! Alle die Orter, wo du gingst, wo du kamst. Wo „Alexander“ siegte, wo ich deine Gefangene war, wo unsere Augen einen Bund machten; den Altar, wo wir — getraut wurden; den Ort, wo wir Concert hielten; wo du oft, oft mich zusammennahmst und küßtest, und wo ich dir durch einen bescheidenen Kuß für deinen heftigen dankte; wo wir uns freuten, daß es Frühling war, und wo wir das erste Veilchen, die erste gelbe Blume, den ersten Schmetterling bewillkommten. Der Ort, wo dein Vater uns überfiel, lieber Junge! — ich glaube noch immer, du magst mir so viel sagen als du willst, der hat viel zu deiner Abreise beigetragen. — Gott sei Dank! noch fünf Monate bis dahin! Was wimm're ich Thörin! du gehst hin, um beständig bei mir zu sein, um Stroh zum Nestlein für uns zu holen. — Flieg denn aus, find' bald dein Stroh und denk', daß deine Sie auf dich wie eine von den flugen Jungfrauen wartet. Schick' mir dann und wann eine Taube mit einem Oelzweig. — Wir müssen noch verabreden, wie wir's dann mit den Briefen halten wollen! — O, ich kann dir nicht sagen, wie mir ist! — So sind wir Menschen! Wer stirbt gern,

wenn er gleich weiß, daß er dadurch zum ewigen Leben kommen soll? — Das Letzte ist uns doch gewiß. — Leute, die recht sehr fromm sind, müßten hier schon wie dort sein. Sie studiren die himmlische Geographie und sind im Himmel so, wie ich in Gedanken auf all' den Universitäten sein werde, wo du wirklich sein wirst. — Wer stirbt aber gern? Wer? — Warum ich eigentlich heute an dich schreibe, hab' ich dir noch nicht gesagt: Ich habe meine Mutter vor dir nicht sehen können; ich will sie unsere Mutter nennen, meinen Vater aber nie, nie unsern Vater. Der meinige ist er, weil's Gott hat haben wollen; warum sollst du dich aber mit ihm beschweren? Gott verzeihe mir's! wenn ich hiedurch dem vierten Gebote zu nahe trete — du hast mich als Mann darüber losgesprochen und die Grenzen abgemessen: „Bis dahin und nicht weiter.“ Als Pastor mußt du diesen Losspruch noch bestätigen und vollführen. Wieder von unserer Mutter ab — ich hab' dir noch etwas Schriftliches von ihrem Abschiede versprochen, weil ich's dir mündlich nicht sagen konnte.

Wisse also, mein lieber Junge, daß ich ihr, kurz eh' sie starb, unser Liebesgeheimniß entdeckt habe — ich habe vor der Minute gezittert, da es hieß: Vollbracht! — Nachdem ich ihr aber unser Geheimniß gesagt hatte, zitterte ich auch für ihre Besserung. — Ist's nicht gut, daß ich's ihr gesagt habe? — Sie hätt's doch im Himmel erfahren, und dann hätte sie Ursache gehabt, es mir zu verdenken, wenn dieß Wort im Himmel nicht verboten ist. — Was weiß ich — ich dachte, es wäre unrecht, sie ohne dieß Geheimniß sterben zu lassen. — O lieber Junge, welchen Segen hat sie über uns ausgesprochen. Sie war schon lange wie todt, hatte lange sprachlos gelegen; da ich ihr aber unsere Liebe erzähle, bekam sie ihre Sprache wieder. Zacharias fiel mir ein mit

seinem — „er soll Johannes heißen.“ Sie nannte dich Sohn. Das hätte sie in dieser Welt kaum das Herz gehabt zu thun, wenn ich gleich wirklich die Frau Pastorin gewesen wäre. Sie fühlte aber, wer sie war! Sie fühlte ihre Beförderung zum Engel. „Sohn! Sohn! Sohn!“ sprach sie, als ob sie sich dabei was zu gut thäte, und blieb im Segnen. — Gewiß hat sie's mit himmlischen Worten fortgesetzt, was sie mit irdischen angefangen; und was sie in Schwachheit begann, geendigt mit Kraft. Gott schenke ihr die himmlische Seligkeit, die sanfte, ewige Ruhe der Auserwählten! Auf ihrem Grabe will ich mir oft Rath holen, wenn ich in deiner Abwesenheit Rath bedarf — du mußt noch oft, oft, — so schwarz, so nackt, so unbegrast, so unbeblümt es gleich da ist — (wer wird sich aber vor Staub, vor seinesgleichen fürchten?) — oft mußt du noch an ihr Grab mit mir wallfahrten. O Lieber! mir ist so — so — rings um's Herz, als wenn ich meiner Mutter bald folgen werde — und hätt' ich dich nicht — wie gern! wie gern! Ich hätte diese letzten Seilen gern weg! Aengstige dich nicht. Du kennst mich so gut, wie ich mich selbst kenne!

Du schreibst mir: „Schone dich! ich weiß, du bist in dein Leben nicht verliebt — schone dich meinnetwegen!“

Junge, deinetwegen, deinetwegen, deinetwegen will ich leben, leiden und sterben! — — —

Da hab' ich mit einem Griffе deinen lieben Brief, den ich aufsuchen wollte:

„O Mine, wenn doch unsere Väter alle Nächte den Himmel observiren möchten! — Was war das für eine Nacht! Mine — was für eine Nacht! Wie feierlich, zwischen elf und zwölf auf dem Kirchhof zu sein! mit dir! mit dir allein auf dem Kirchhofe! — — Ich vergesse dieses zwischen elf und zwölf in meinem ganzen Leben nicht. — Meine Eltern sahen auf der andern Seite des Kirchhofs nach den

Sternen, und ich? sah dich — dich — dich; doch warst du es? Sag' warst du entzückt, oder warst du wie sonst? Ein Mondstrahl umleuchtete dich — ich stand im Dunkeln und sah ein Gesicht im prophetischen Sinne. — Nie hab' ich so was gesehen! du warst verklärt, und dein Gesicht war wie eines Engels Angesicht: so — so — wie ich dich nach der Auferstehung der Todten sehen werde in alle Ewigkeit!“ —

Wozu diese Abschrift? — gleich, lieber Junge.

Gestern standst du in der Sonne! Sie beschien dein edles Angesicht — sanft und zurückhaltend war ihr Strahl, so als wenn Gott mit Menschen spricht. — Die Sonne blitzte nicht, sie hatte einen Augenschirm vor, und ich — kurz lieber Junge, wie es dir mit dem Monde ging, ging es mir mit der Sonne; ich sah dich, ich kannte dich, allein du warst wie Moses, indem er vom Berge kam und mit Gott gesprochen hatte und ein Gesicht voll Sonnenglanz mitbrachte — da dacht' ich: Sonne und Mond ist Mann und Weib. — Da sah ich uns beide im Himmel, dich in die Sonne, mich in den Mond gekleidet — ich weiß nicht, wie mir war! mir kam es so vor, daß ich — bald stirbe, und daß meine Mutter ein Mondgewand in der Hand hielt, mir das Sterbehemde auszog und mich himmlisch einkleidete. Ich war in Wahrheit außer mir! — das hab' ich noch behalten, daß es selig wäre, selig, selig wäre zu sterben — wenn du mit stirbest. — Gottes heiliger Wille geschehe! — — —“

Oben wo München angefangen hatte (das andere ist so voll geschrieben, daß kein Wort mehr Raum hat) stand noch: „Was haben wir nicht Alles abzureden, ehe du gehst. Fünf Monate sind zu kurz, wenn wir von vier des Morgens anfangen und um neun des Abends aufhören. Wie kommt's, daß wir nicht zum Worte kommen, wenn wir zusammen sind?“ — —

\* \* \*

Euch, gute Seelen, die ihr den Hänfling, den ein Vabe aus dem Neste stahl, um ihn mit aufgeweichtem Brode zum Sklaven zu füttern, versteht, wenn er, seinem Kerker entflohen, auf dem benachbarten Kastanienbaume seinem Tyrannen Hohn singt; Euch, gute Herzen, die ihr einer Pflanze die Wollust ansehen könnt, wenn der Gärtner sie aus dem Blumentopf in die weite Erde bringt, oder einem Feigenbaum, wenn der Besitzer in nördlichen Gegenden ihn vom Fenster in den schönen sanften Regen setzt; Euch wenigen Edeln, die ihr, wenn die Bohne in eurem Garten eine schwere Geburt hat, ihr nachhelft und die Schlauben abstreift, um ihr Luft zu machen, und die Blume, die der Sturm wie eine Wittwe beugt, mit tröstender Hand aufrichtet, damit sie, so wie ihr selbst, gen Himmel sähe; Euch, die mein Vater Seher, von Gott Angehauchte, nennen würde; Euch, die ihr höret und sehet, was Viele mit offenen Augen nicht sehen, mit offenen Ohren nicht hören; Euch schreib' ich diese Briefe zu. Schützt sie wider Hof- und Stadtleute, die Ach und Weh über sie kreischen, wider die Schwärzer und Trunkenbolde in der Liebe, die, gewöhnt an italienische Musik, kein Schäfchen blöken, keine Nachtigall schlagen, keine Biene schwärmen, keinen Käfer brausen hören können.

## Siebentes Kapitel.

### Altväterisch.

Es war eines Sonnabends — wie hätt' es wohl ein anderer Tag sein können? — da mich meine Mutter bei der rechten Hand nahm, welche sie die Auserwählte zu nennen pflegte, und sich folgendergestalt verlauten ließ: „Mein Sohn, heute König, morgen todt. Es ist leicht möglich, wenn deine Noviciatsjahre geendigt sind, und du dich, zu Ablegung der heiligen Gelübde, nach Kurland zu den Altären deiner Väter mütterlicher Seits einfindest — (mein Vater hätte gesagt: wenn du deine Jahre der W a n d e r s c h a f t zurückgelegt und an's Meisterrecht denkst) — daß du mich dann nicht mehr in dieser irdischen Hütte siehst. — Dort sehen wir uns gewiß und wahrhaftig; indessen hab' ich noch viel auf meinem Herzen für diese Welt, das ich nicht gern wie einen Haufen Reiser zusammenraffeln, sondern mit Zuckererbsen zur Saat lesen und aussondern, ja dir in's Ohr säen, oder — nach dem einundvierzigsten Psalm im achten Verse — »raunen« möchte.“ —

Ich glaubte, daß dieser aufgespannte Pfeil Menschen Geschichte treffen würde; allein ich betrog mich am Ende,

obgleich ich meine Mutter, um ein anderes tödtliches Gewehr anzuführen, Pulver auf die Pfanne streuen und zielen sah, da sie von den Vorzügen eines guten, ehrlichen Herkommens sprach. Sie lenkte auf meinen Vater, ihren vielgeliebten Ehemann, und legte es mir so nahe als möglich, daß ich sie fragen möchte, was sie wohl von seiner Abkunft dächte? Wir bogen beide zur Rechten und kamen nicht zusammen. Freilich hätt' ich auch gern gewußt, was meine liebe Mutter, baß als ich, von dieser Sache wußte. Ich befürchtete aber Aufträge zu gewissen Fragen an meinen Vater, und wie hätt' ich einen Mann foltern oder, wie meine Mutter sprach, „stöcken“ sollen, der so väterlich war, mir wegen München keine Frage an's Herz zu legen? Sie mußte also durch einen andern Weg in ihr Land.

„Neber deinen Vater“ — sagte sie, — „habe ich tausend und abermal tausend Thränen vergossen.“ — Selten wird ein Frauenzimmer das Wort Thränen aussprechen, ohne es anschauend zu machen, was Thränen sind.

„Ich weiß zwar nicht“ — fuhr sie fort, — „wo er her ist, und wer seine Eltern gewesen; — bald hätt' ich liebe Eltern gesagt; Gott weiß aber, ob sie's verdient hätten und ob's nicht unschlachtig Volk gewesen. — Ich vermute, daß sie ihm eben keine Ehre machen können, denn sonst wüßte ich nicht, warum er so zurückhaltend über diesen Punkt zu sein Ursach hätte.“ — Hier fing sie so bitterlich an zu zeigen, was Thränen sind, daß ich sie herzlich tröstete. Sie jammerte mich von ganzer Seele.

„Was ich weiß, will ich dir sagen; wollte Gott, daß es ohne die größte Bewegung meines Herzens geschehen könnte.“

Ich verbat ihre Erzählung, da ich sah, wie sehr es sie angriff.

„Nein, um des Himmels willen, nein, — aber nein,“ rief sie aus, — „und wenn mir darüber das Herz brechen, wenn ich gleich sterben sollte, mußt du Alles erfahren, was ich gewiß weiß, was ich hoffe, was ich glaube, was ich fürchte, und noch manches was mehr.“

Nichts war es spät und frühe

sang sie —

Um alle meine Mühe;  
Mein Sorgen war unisoni. —

Und nach Vollendung dieser Herzstärkung sang sie an: „Du weißt, wie sich die Lebensläufe unserer in Gott ruhenden Vorfahren anfangen: »Was nun anlangt« — ich kann diesen Anfang nie, ohne Lust aufgelöst zu werden, beten!“ —

„Was nun anlangt die ehrliche Geburt, den Tauftag, den geführten christlichen Lebenswandel und die selige Sterbestunde unserer in Gott ruhenden Glaubensschwester, der weiland viel ehr- und tugendsamen Frauen so und so, — so ist selbige — von christlichen Eltern geboren. Ihr Herr Vater war der weiland Wohllehrwürdige so und so, und ihre Mutter die weiland — — leibliche Tochter des weiland Wohllehrwürdigen so und so; — ihr Herr Großvater war der weiland Wohllehrwürdige u. s. w.“ — so viel Weiland-Wohllehrwürden ohne Ende und Ziel! Bei deinem lieben Vater ist ehrliche Geburt und alle Wohllehrwürden in die Kapuse gegeben. Gott gebe, daß dieser Gedanke ihm sein Sterbelager nicht schwer mache.“

„Es war im Jahre nach Christi Geburt 1739 den 12. März — da er zu deinem lieben, seligen Großvater gegen Abend um sieben Uhr ankam. Es schlug eben unsere Stubenuhr, die so katerhaft brummte, eh' sie eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben herauswürgte, daß ich kein Wort von den

Erstlingen deines Vaters zu vernehmen im Stande war. Es war der kälteste Winter, den ich je erlebt habe. Ich sehe noch, wie dein Vater that, als wüsch' er sich die Hände. Drei Apfelbäume rührte der Frost in unserm Gärtchen, auch den letzten Zahn, wie es deine Großmutter nannte, oder den letzten Pflaumenbaum. Dein seliger Großvater pflegte im Scherz zu sagen, so viel wäre wohl außer Zweifel, daß das Paradies nicht in Kurland gestanden hätte — im Scherz sag' ich, denn er war sonst, wie sich's eignet und gebühret, mit Haut und Haar, mit Herzen, Mund und Händen, Kurländer.“

„Deine liebe Großmutter, so gastfrei wie ich, hat abzugeben. Dein Vater that's nicht eher, als bis er die Unternehmung angebracht hatte — nicht um mich, so weit sind wir noch nicht, sondern um die Informatorstelle, die im Kirchspiele offen war. — Hofmeisterstelle, sagte dein Großvater, und belehrte zugleich deinen Vater, daß ein Prediger Pastor hiesse; und des bin ich herzlich froh, und verehere im Staube die wunderbare Schickung Gottes in Kurland. Denn kein Titel hat solche Verkürzungen erlitten, als Pastor auf deutsch. Erst hieß es Herr Pfarrherr, mithin Herr von vorn und Herr von hinten! Nachher Pfarrer und jetzt Pfarr. Daß sich Gott erbarme! wer nicht buchstabiren kann, schreibt farr, und das ist ein einjähriger Ochse! In der Aussprache ist so kein Unterschied, wenn man auch drei Ohren hätte. — Mein Vater, dein seliger Großvater, war bei Sr. Hochwohlgeboren, einem benachbarten Adligen, der für seinen Sohn einen Hofmeister suchte, Häbuchen im Korbe. Sehr gern, sagte er zu dem jugendlichen Candidaten, wenn wir einig werden. — Jetzt spannte dein Vater sich aus, rauchte sein Pfeifchen und that eine Mahlzeit, daß meine Mutter nachher zu mir (nur im Scherze, denn sie hungerte

vor Freuden, wenn's ihrem Gaste schmeckte) sagte: wäre der Candidat unter den vier tausend Mann gewesen, so viel Körbe wären nicht übrig geblieben!"

„Dein Vater muß es selbst gemerkt haben, denn er bewies sehr gelehrt, daß man im Winter bessern Appetit, als im Sommer hätte, so wie eine übermäßige Kälte auch schläfrig mache. Das Eine hatte er weidlich bewiesen, das Andere war er im Begriff zu thun.“ —

„Mir strahlte dein Vater, ich muß es frei gestehen, gleich in's Herz, obgleich eine übermäßige Kälte, so wie eine übermäßige Hitze schläfrig macht. Ich sah nicht mehr gerade aus, sondern sehr oft von der Rechten zur Linken; und war dein Vater, der uns oft besuchte, gegenwärtig, so konnte mich das Mindeste roth machen. Wenn mich dein Vater fragte: ob ich wohl geruhet hätte? war Feu'r im Dach — und ich konnte wohl aus dem schönen Liede:

Ich Erde, was erkühn' ich mich,

bei jeder Sylbe, die er sprach, mit Recht singen: (sie sang wirklich)

Ganz feurig wird mir mein Gesicht,  
Und das, was meine Zunge spricht,  
Kann kaum mein Ohr vernehmen!  
Ich bin voll Angst und Schämen. —

„Ich weiß nicht, ob ich schon an- und ausgeführt habe, daß dein lieber Vater Hofmeister wurde. Man hatte es ihm dort sehr nahe gelegt, ein Frauenzimmer, das der Frau vom Hause Gesellschaft leistete, schön zu finden; allein er fand weder sie, noch irgend eine Dirne also. — Er blieb nicht lange Hofmeister; sondern in kurzem starb sein seliger Antecessor, und er bekam das Pastorat, wo er noch bis diese Stunde Gottes Wort rein und lauter (das muß man ihm lassen) verkündigt.“

„Kaum hatte er diese Stelle, kam er wieder einen Abend und — wusch sich abermals die Hände. Dießmal konnt' es schwerlich aus Frost sein, denn es war Sommertag. Meine Mutter hatte noch nicht gebeten abzulegen, da er mit der Anwerbung um mich anfieng. — „So viel Neigung als Dankbarkeit“ — „Gut,“ sagte meine Mutter, deine Großmutter, — „gut Herr Pastor! Allein, ehe man Ja sagt, muß man sich bedenken. Beim Wein kann man eher fertig werden. Sie sehen, wie sehr ich zum Ja mich neige.“ — Sie verlangte zu wissen — und das konnt' ich ihr nicht bedenken — wo er her wäre? wer seine Eltern wären? ob sie noch am Leben? ob er Geschwister hätte? — Und auf tausend antwortete der Herr Bräutigam nicht eins! Er wollte nicht mit der Sprache heraus, und da die Sache weiter getrieben wurde, erklärte er mit Ja und Amen: eher unglücklich sein und weder Theil noch Anfall auf mich haben zu wollen, als diesen Vorhang aufzuziehen!“ —

„Deine selige Großmutter war das im ganzen Hause, was ich in der Küche bin; und wollte dein seliger Großvater wohl oder übel, er mußte den Kopf schütteln. Zum deutlichen Wein konnte sie es bei ihm nicht bringen, da er den neuen Ankömmling gern als seinen Schwiegersohn begrüßt hätte. — Das war ein Fersensich für deinen Vater. Er war gekommen, einen ewigen Bund zu machen, und nun zerriß er Alles auf's schierste. Starke Laufs, ohne Schnauben oder Drohen, ohne den Staub von seinen Füßen zu schütteln, ohne das Wasser glum zu machen (zu reden aus Ezechiel zweiunddreißig, Vers zwei), ging er verstummt von seiner Scheererin von dannen. Man sah, was er litt, und — gern hätt' ich ihm hülfreiche Hand geleistet. Der Abschied war kalt und warm, sauer-süß, und — weg war er!“

„Dein seliger Großvater hielt groß von deinem Vater und liebte ihn zu sehr, als daß er so ganz gelassen hätte dabei bleiben sollen. Es war dein Großvater ein grundgelehrter Mann, der aber außer der Kirche nur bloß in seinem Studirbüchchen Potentat war und es auch nur hier sein wollte, obgleich deine selige Großmutter, auch hier zuweilen ihr Licht leuchten ließ, wowider er selbst nichts hatte. Was ich von seltenen Fragen und Antworten weiß, ist von ihr. Sie hatte hiervon ein Naturalienkabinet, das nicht gemein war. Sie wußte, was für eine Farbe das Kleid gehabt, das der liebe Gott dem Adam gemacht, und behauptete, es wäre grün gewesen. Sie wußte die Apfelfart, die Adam und Eva gegessen; und empfahl die Birnen als eine unschuldige Frucht, die auch allen Menschen besser thäte. Sie geberdete sich bei Äpfeln und Birnen so, als ob diese ohne Erbsünde, jene mit Erbsünde behaftet wären — ich finde hierbei, wenn man's dazu anlegt, viel Erbauung. — Sie wußte, ob Rahel weiß oder braun gewesen; was für Federn Gabriel in seinen Flügeln gehabt; ob Adam mit einem Nabel versehen gewesen; ob David ein Adagio oder ein Allegro vor Saul gespielt; ob Pilatus sich mit Seife gewaschen; wie vielmal Sela in der heiligen Schrift vorkäme.“

„Deinem Großvater fehlte es weder an Seel' noch Leib, um sein Weib so zu umzäumen, als ich es bin; allein, warum er nachgab, war — wie ich glaube — um sich selbst ein Kreuz aufzulegen. Er behauptete, er hätte sein Lebtag keine Niete gezogen, sondern wär' allstets glücklich gewesen; und da man durch viel Trübsal zum Reiche Gottes eingehen müßte, so litt er gern diese Ungemächlichkeit, wohl wissend, es werde seiner lieben Frau jedes unnütze Wort noch vor Sonnenuntergang gereuen, was sie geredet hatte.“

„So gingen wir denn ein jeglicher seinen Weg in's Bette.  
Allein, welche Vigilien für mich! So wie das Bild der Sonne  
im Auge fortdauert, wenn man die Augen gleich zuschließt,  
so sah ich auch, was ich, um zu schlafen, nicht sehen sollte.  
Eine arme Sündernacht war diese Nacht —

In welcher Nacht ich lag so hart,  
Mit Finsterniß umfassen;  
Von all'n meinen Sünden geplaget ward,  
Die ich mein Tag begangen.

Gottlob, dacht' ich am nächsten Morgen, Gottlob! die Sonne!  
— Allein sie war mir nicht zum Glück aufgegangen!“

„Noch muß ich dir bei dieser erwünschten Gelegenheit  
vertrauen, daß eben dieser Zeitpunkt es war, da ich die geist-  
lichen Lieder als das probatste Mittel, mein aufgewiegeltes  
Herz zu beruhigen, kennen lernte. Befiehl du deine  
Wege — Was Gott thut, das ist wohlgethan —  
Keinen hat Gott verlassen: das löschte meinen Durst  
bei meiner Angst. Wenn die Zunge an meinem Gaumen  
klebte, sing ich an zu singen. Fühlt' ich gleich noch nicht  
die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange:

Wenn ich ein Lied von Herzen sing,  
So wird mein Herz recht guter Ding,

so ward ich doch gottergebener und weicher; und da mein  
ganzes übriges Leben zwischen Thür und Angel ist, und ich  
nie aus diesem Drang gekommen — sing' ich auch heute  
weiter, bis ich kommen werde zum hohen Halleluja vor dem  
Throne Gottes: (Sie sang's)

Da, da,  
Da ist Freude,  
Da ist Weide;  
Da ist Manna,  
Halleluja! Hosanna! —

„Den andern Morgen kam ein Brief!“

„Ein Brief,“ — sagte deine selige Großmutter. — „Hab' ich's nicht gesagt?“ — Sie wog ihn! — „Aha, das Geschlechtsregister liegt drin!“ — Sie irrte, es war ein Brief an deinen Großvater mit einer schweren Einlage.“

„Auch gut,“ sagte deine Großmutter, — „laß hören.““

„Der Brief an deinen Großvater enthielt eine Dank-sagung für alle freundschaft. Das Herz redete darin. Dem wohllehrwürdigen Mann flossen Thränen die Wangen herab. Jede von diesen sanftabschleichen den Zähren verdiente in eine Perle verwandelt zu werden. — An deine Großmutter hatte dein Vater einen kostbaren Ring beigelegt, den er, wie er schrieb, für seine »Braut« bestimmt gehabt, und den er jetzt nicht besser, als auf diese Art anzuwenden wüßte. — Mein Vater behauptete seufzend, dieses wäre wohl das letzte Lebewohl; meine Mutter war der Meinung, es sei ein frischer Wurm zum Hamen. Mein Vater und meine Mutter behaupteten jedes seine Meinung, und ich ärgerte mich über'n Wurm, wie Jonas über den, der ihm den Kürbiß stach.“

„Würde er wohl!“ — sagte deine Großmutter mit entscheidendem Tone, — „solchen Ring beigelegt haben, wenn er nicht unter der Wildschur ein anderes Kleid hätte?“ — „Ich weiß nicht, warum mir dieser Grund gleichfalls sehr wahrscheinlich auffiel; allein desto heftiger war mein Entsetzen, da ich vernahm, daß er den benachbarten Pastor Löser fleißig besuchte, und daß er die jüngste von seinen Töchtern, welche ein sehr lustiges und hübsches Mädchen war, heirathen würde. Diese Zeitung bligte und traf; ich fiel, so lang ich war, zu Boden, und ward herzlich, ja wohl herzlich frank.“

„Ich stand entsetzlich viel aus. Zu dem Gerüchte wegen der jüngsten Tochter jenes Pastors kam ein Traum, dessen ich mich jetzt noch erinnere. Mir träumte nämlich, daß die jüngste Tochter des Pastors Löser mir Gift eingäbe; allein ob ich von dem Gifte seiner Tochter gestorben, oder nicht, konnt' ich mich nicht bestimmen. Ich hatte bis dahin keine andere als biblische oder solche Träume gehabt, die in der heiligen Schrift vorkommen. Die sieben fetten und die sieben magern Kühe des Pharao zum Exempel, und die Sonne, Mond und Sterne des Joseph waren oft vorgefallen, und kein ehrliches Mädchen muß, ehe sie Braut wird, anders als biblisch träumen. Dieser Gifttraum richtete mich völlig hin. Mein Blut siedete auf. Ich hör't es kochen, wie das Wasser in einer Theemaschine. Allein deine Großmutter hörte nicht sieden, nicht kochen. Sie nahm die ganze Sache auf die leichte Schulter, bis sie zu ihrem Erstaunen sah, daß mir das Herz zu brechen anfing. — Jetzt dachte sie auf eine Kur, und diese glaubte sie mit jenem Ringe auszurichten. Allein sie goß Öl in's Feuer. Man nahm mir den Ring wieder ab, allein das Feuer, das er angezündet hatte, wüthete fort. Das Feuer ist ein schreckliches Element!“

„Der liebe alte Doktor Saft, dessen Sohn dir nächst Gott in deiner letzten Krankheit geholfen, half mir. Sein Recept war: dein lieber Vater und — eine Migtur von seiner eigenen Erfindung. Er war in der Medicin, sowie in Liebesangelegenheiten gleich stark und brauchbar und hat wirkliche Wunderkuren durch Heirathen gethan.“

„Er verhiess es feierlich, deinen lieben Vater zurück an Ort und Stelle zu bringen. — Ich sah zwar noch nicht, allein ich fühlte die Farben wie Blinde. Bald kehrte dein Vater bei uns ein und erhielt Ja von Mutter und Tochter,

ohne daß er zu sagen brauchte, von wannen er käme!“ —

„Pastor Köser ward bitterböse, obgleich seine Tochter ohne hitziges Fieber davonkam. Er hielt als Beichtvater die Traurede bei dem Myrthenfeste deines Vaters, wobei er die Vorzüge der ehrlichen Geburt und guten Herkunft abhandelte. Hierbei fielen so viele Satyren auf deinen Vater, daß der arme Mann zum allgemeinen Gelächter wurde. Ein Ausdruck des Pastor Köser war deinem Vater am gefährlichsten geworden: Nach der Weise Melchisedech.“ — Deine Mutter sagte ihm mir in's Ohr. — „Mein Kind,“ — setzte sie hinzu, „dieser Name hat mir tausend und abermal tausend Thränen gekostet; und unter uns gesagt, wär' er kein Vorbild, ich hätte gewünscht, es wär' an Melchisedech nicht in der heiligen Schrift gedacht. Dein Vater wußte, daß ihn die ganze Gegend mit diesem Beinamen bezeichnete; und das ging ihm so nahe, daß er darüber fast seines Lebens müde ward. — Du weißt, Melchisedech war ein König zu Salem,“ sagte sie ganz leise, — „aber kein Mensch weiß, wo Melchisedech geboren, wer sein Vater gewesen, sein Geschlecht, sein Tod, Alles geheim!“ — Ich fand die Bemerkung meiner Mutter sehr bewährt, daß mein Vater weder öffentlich noch häuslich diesen Namen je ausgesprochen. „Aber plötzlich“ — fuhr meine Mutter fort — „ermannte er sich und hielt eine Predigt über die Worte: Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet! In dieser Predigt war so viel Salz und Schmalz, daß Alles wie Schnecken, wenn sich ein Blättchen rührt, die Hörner einzog. Sein blutübertragenes Herz bekam Luft, und er genas. Was es heiße: er predigte gewaltiglich, hab' ich in dieser Predigt gelernt. Dein Vater trieb seine Feinde zu Paaren; ihre Stätte war nicht mehr. Gott sei dafür gelobt und gebenedeiet!“ — —

Es werden nicht Viele unter meinen Lesern sein, welche die eheliche jüngste Tochter des Herrn Pastor Köser, die ein Komet in dieser Geschichte ist, weiter interessirt, als daß sie ohne hitziges Fieber abgekommen. Indessen, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, mag der geneigte Leser observiren, wie solche Sachen mitunter in Kurland gehen. Es gefiel dieses Mädchen nachgerade einem kurischen Edelmann. „Und da sich dieser“ — wie meine Mutter mir weiter erzählte, — „mit seinen Lippen schon oft und viel zu ihr genäht, ob schon sein Herz fern von der heiligen Ehe war, geschah es, daß er sich einstmals noch mehr nähern wollte, und sie — gab ihm mit tugendhafter Hand eine Ohrfeige. Die Sache ward ruchbar und machte in Kurland großes Aufsehen. Einige von den alten Häusern votirten, daß der jüngsten Köser die Hand abgehauen werden sollte; andere Häuser, wo eben die Söhne von Universitäten gekommen waren (denen vielleicht dergleichen Ohrfeigen nichts Ungewöhnliches waren), votirten, daß die Hand eines artigen Mädchens keinen Cavalier entehren könnte. Die Stimmen waren sehr getheilt. Die Sache indessen ward zum Vergleich ausgesetzt und schloß, wie sich die Komödien alle schließen, mit der Heirath. Der Herr Von heirathete — o Wunder über Wunder! — die jüngste Tochter des Pastor Köser! So kann man auch zum Ehemann und nicht bloß zum Ritter geschlagen werden! In Kurland konnte aber dieser Gräuel einer Mißheirath nicht von der Sonne beschienen werden. Der Pastor gab Geld und die Tochter; — der Geschlagene nichts als Ja, — weil er nichts weiter hatte und ein sogenannter »Krippenritter« d. h. ein Edelmann war, der von Gut zu Gut ging und Andern zur Last fiel. Das Paar reiste ab. Glückliche Reise!“

Meine Mutter nahm mich darauf beim fünften Westen-

Knopf, von oben gezählt, und hielt mir wegen des Namens „Alexander“ noch eine sehr lange Rede, die mich zugleich aufklärte, warum sie mich, wie es meine Leser selbst gehört, statt Alexander — „Einhörnchen“ genannt. Diese Aufklärung bin ich meinen Lesern zu ihrer gleichmäßigen Aufklärung schuldig. Meine Mutter war im Grunde auch nicht zufrieden, daß der Ehren Einhorn, weiland zweiter Superintendent in Kurland, Alexander geheißten. „Vielmehr“ — sagte sie, welches mich erschrecklich befremdete, — „Herr Superintendent Einhorn hätte besser gethan, wenn er bei der heiligen Schrift geblieben wäre. Ich kann's nicht bergen,“ — fuhr sie fort, — „daß ich dem Namen Habakuk vorzüglich zugethan bin, und wenn du so hießest, ich würde den silbernen Becher missen, der noch von meinem Großvater ist. Wenn ich's ändern könnte, Habakuk sollte mir gewiß nicht unter den kleinen Propheten sein. War aber der Name Habakuk Sr. Hochwürden dem sel'gen Herrn Superintendenten nicht genehm, warum nicht einer von den großen Propheten, Jesaias, Jeremias, Klägelieder Jeremiä, Ezechiel oder Daniel? Warum denn Alexander? ein Name, der in der heiligen Schrift nicht sonderlich angeschrieben ist, und von dem es in der zweiten Epistel an den Timotheum, im vierten Kapitel und vierzehnten Vers, etwas mißlich heißt: Alexander, der Schmied, hat mir viel Böses beweiset, der Herr bezahle ihm nach seinen Werken; vor welchem hüte du dich auch, denn er hat unsern Worten sehr widerstanden. — Ich sah deinen Namen nicht anders als einen Höcker an. Schreibe lieber deinen Vornamen gar nicht aus, mein Sohn, damit die Leute das A. für Adam, Abraham und andere biblische Namen halten!“

Wie unzufrieden meine Mutter mit dem Alexanderpiel gewesen, hab' ich nie so deutlich als jetzt erfahren. Auch

bezeugte sie mir ihren Todhaß gegen den Herkules, den mir mein Vater, wie sie sagte, „so süß vorgepiffen“. „Herkules ist am Ende,“ — sagte sie, — „ein blinder Heide, und Alexander auch. Ich freue mich, daß dein lieber Vater selbst in diesem Stücke seine Voreilung einseheth und dich nicht mehr Alexander, sondern mein Sohn heißet. Du bist, Gott sei gedankt, schier ein guter Prophetenknabe, zierlich, manierlich! allein noch besser würdest du sein und nicht so oft in Gedanken, Geberden, Worten und Werken trommeln und querpfeifen, wenn dein lieber Vater dich gleich mein Sohn und nicht Alexander gerufen. — Sobald ich dir anrieth, Särge zu schnitzeln, und Leichen zu begraben, lehret' er dich Spieße und Bogen machen; und da du noch ganz klein warst, stellte er dir türkische Bohnen wie Soldaten auf. Wenn dich Leute küssen wollten, stieß er sie von dir. — „Recht die Rose nicht, damit sie nicht welk werde,“ rief er dann. Er schien zu meinen, daß dir durch Küsse das Fett abgeschöpft würde. „Wenn er lieben wird,“ — setzte er hinzu, — „kann er küssen.“ — Ich gab dir die wohlgemeinte Lehre: wenn eine große und kleine Pforte zu Einem Wege führt, gehe durch die kleine und hab' auch hiebei erbauliche Gedanken. — Dein Vater sagte: durch die große! — Ich sagte dir: wenn dir Brod oder Bibel, Gesangbuch und Luthers Katechismus aus den Händen fällt, küß Brod, Bibel, Gesangbuch und Luthers Katechismus; dein Vater: küß weder Brod, Bibel, Gesangbuch noch Luthers Katechismus; heb auf, was fällt und Aufhebens werth ist, was Erd' ist, laß zur Erde werden. — Ich gratulir' am ersten Advents Sonntag zum neuen Jahre; denn es ist der erste Tag im Kirchenjahre, und wünscheth nicht nur dieses, sondern noch viele neue Kirchenjahre in Seelen- und Leibeswohlergehen anzufangen und zu beschließen. Ihm

ist der erste Advent, wie der erste Sonntag nach Trinitatis — mir nichts, dir nichts! Kaum daß er am Laien-Neujahrstage, das ist den ersten Januar, Glück wünscht!“ —

„Aus dem schnaubenden Saul ward aber ein frommer Apostel Paul; und auch du, mein Lieber, kann gleich aus keinem Alexander ein Habakuk werden: fleißige dich dennoch bei Leibesleben Superintendent in Kurland zu werden. Der Name selbst würde, da schon zwei Alexanders Superintendenten gemorden, wohl etwas von seiner Härte verlieren, wie Senf durch Zucker.“ —

Hier sah man meiner Mutter eine gewisse Sohnesfreude an, die bei Müttern die einzige ihrer Art ist. Wo ist ein Maler, der die Marienfreude ganz und voll ausgedrückt hat? Sie hätte keinen Heiligen-Schein nöthig, wenn dies ein Maler treffen könnte!

„Man rechne, so genau man will,“ — sagte meine Mutter schließlich, — „ein kleiner Bruch bleibt bei einem jeden Menschen übrig. — Er aber, der in dir angefangen hat das gute Werk, woll' es durch seinen heiligen Geist in dir bestätigen und vollführen und dich kräftigen und gründen; ihm sei Ehre und Lob und Preis! Was mich betrifft“ — sie sang:

„Ich bin's gewiß und sterbe drauf,  
In meines Gottes Händen:  
Mein Kreuz und ganzer Lebenslauf  
Wird sich noch fröhlich enden.“

und nach dieser Strophe:

„Thu wie ein Kind und lege dich  
In Gottes Vaterarme,  
Und laß nicht nach, bis daß er sich  
Dein väterlich erbarme;  
So wird er dich durch seinen Geist  
Auf Wegen, die du jetzt nicht weißt,

Nach wohlgehaltnem Singen  
Aus allen Sorgen bringen."

Im Liede steht Ringen anstatt Singen. Wer wird in-  
dessen meiner Mutter diese Aenderung verdenken? Lieber  
hätte sie, das weiß ich, nach wohlgehaltenem Takte ge-  
sungen; sie mußte aber den Reim bedenken.



## Achtes Kapitel.

### Abschied.

---

**N**ach dieser Erzählung und diesen frommen Wünschen las meine Mutter mir einen Aufsatz vor, den zum größten Theil ihr Vater für ihren Bruder aufgesetzt hatte, welcher aber in der Kinderlehre „geblieben“, wie sie sich ausdrückte. „Vieles“ — sagte sie, — „ist deines Vaters, das Meiste gehört mir.“ Ich will es meinen Lesern zum Besten von mächtiger zu mächtiger Stätte, von treuen zu treuen Händen mittheilen. Die Ueberschrift lautete:

Denkzettel an den, der unter meinem Herzen und an meiner Brust lag, der den 31. Januar 1741 in einem kalten Winter als mein erstes und letztes Kind geboren ward, den ich die Hände falten und Gott aussprechen lehrte, und den ich in diesem Jammerthal, wo man auch bei frühem Spargel nicht an Ort und Stelle ist, nicht mehr sehen werde, aber — dort bei dem Herrn! allezeit.

\* \* \*

„Siehe zu, mein Sohn, daß deine Gottesfurcht nicht Heuchelei sei, und suche nicht Ruhm bei Leuten durch's Weiße in deinem Auge und durch ein Aussehen, als wenn du den Tag zuvor Medicin genommen. Die ganze Natur ist fröhlich und guter Dinge. — Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Wie kann der Gott lieben, den himmlischen Vater, der nicht die liebet, die das wohlgetroffenste Bild vom Schöpfer und Erhalter an sich tragen; ehre Vater und Mutter, damit dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.“

„Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich durstet, ein Stab, wenn du sinkest, ein Schirm, ein Riga'scher Pastorhut, wenn dich die Sonne sticht, ein Kopfkissen im Tode. — Es ist eine schwere Sache um die ächte Schamröthe. Bei Vielen ist sie Schminke, und Pfui über die Vielen! Wenn sie aber auch gesundes, unverfälschtes Blut ist, kann man sich schämen, daß man Sünde daran thut, und kann sich schämen, daß man Gnade und Ehre daran hat, vor Gott und Menschen.“ —

„Wer ein Tiger in seinem Hause ist, pflegt ein Schaf außer demselben zu sein. Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses. Halte dich vom Unrecht, so trifft dich kein Unglück. Was böf' ist, bleibt böse, wenn's gleich Viele thun.“ —

„Ringe nicht nach Gewalt bei Fürsten, denn sie sind Menschen und können nicht, wenn sie auch wollten.“ —

„Harre auf den Herrn, deine Seele hoffe auf ihn, er wird's wohl machen. Gott zerschmeißet und seine Hand heilet. Er wird deine lassen Hände stärken, damit du zu deiner Predigt den Takt schlagen kömest zur rechten Zeit, und wenn deiner Seele widert, den dunkeln Weg zu gehen,

den kein Vogel entdeckt und keines Geiers Auge gesehen; wenn es stockfinster ist, sei Gottes Wort deine Leuchte und das Licht auf deinem Wege. Er! der den Winden den Weg wies, führet seine Heiligen zwar wunderbar, doch selig. Unsere Kraft ist nicht steinern, unser Fleisch nicht ehern, das weiß der uns schuf, und wird unser Lager leichtern und dir einen Tröster senden, wenn deine Seele wimmert.“

„Nichts kann uns mehr verstimmen, als das Geschrei kleiner Kinder! Selbst die leiblichen Eltern finden es unerträglich; denn die Erbsünde ist's, die aus dem Kinde schreit, und sein Weinen verräth Unverständnis und Eigensinn. So ist unser Weinen und Heulen dem lieben Gott — Kindergeschrei!“ —

„Ein neuer Freund ist ein neuer Wein; laß ihn alt werden und dann koste ihn und siehe da, solch ein Wein erfreut des Menschen Herz, daß er jung wird wie ein Adler.“

„Wer oft tanzt, will heirathen. Sei züchtig, wenn von Dingen die Red' ist, die die Natur selbst mit Feigenblättern verhängen hat. Wehe dem Jüngling, der einem Mädchen verspricht, was er nicht erfüllt, der mit ihr handgemein wird, wenn er nicht herzogemein mit ihr zu werden in den Umständen ist. Gewöhne dich nicht zur Sängerin, daß sie dich nicht mit einem Triller in die Flucht schlage und dich zum schimpflichen Gefangenen mache für und für. Höre lieber eine Nachtigall, eine Lerche oder so etwas, und dein Gemüth wird gesund zu derselben Stund. Mit Ringen zu spielen ist nur dem Dogen zu Venedig am Himmelfahrtstage erlaubt, wenn er sich mit der adriatischen See verlobet. Man muß sich nicht verloben, wenn man nicht heirathen will; man muß keiner adriatischen See einen Ring geben, die nicht unsere Frau werden

kann. Du verstehst, was du hörst und liesest, mein Sohn! Merke wohl, was ich sage!" (Die adriatische See war ohne Zweifel Minchen!) —

„Leute, die die Sünde aus ihrem Fleische, wie den Staub aus ihren Kleidern herausklopfen und sich kasteien, kennen den inwendigen Menschen nicht. Verse zu machen, mein Kind! oder zu singen ist ein probateres Mittel wider die Erb-sünde und die bösen Fleischeslüste, die man bloß durch Seelemotion dämpfen kann. Der selige Herr Dr. Martin Luther sagt: der Teufel ist ein Trauergeist und macht traurige Leute; daher flieht er die Musica, und bleibt nicht, wenn man singt. Durch die Instrumentalmusik spricht ein Stummer. Durch die Stimmusik zertheilen wir die Wolken und dringen zum Herrn. Wenn man euch an allen Orten ängstigt: singt! sag' ich, und abermals sag' ich's, singt! Gesang ist ein niederschlagendes Pulver, Cremor Tartari für die Seele. Plato und Pythagoras waren zwar blinde Heiden; indessen glaubten sie, daß der Lauf der Sterne ein Concert spiele. Lobe den, der sie in Melodie setzte. Alles was Odem hat, lobe den Herrn! Dein Vater sagt, wer dieses Sphärenconcert nicht hört, wenn er ein Loblied singt, ist ärger denn ein Heide. Die Traurigkeit macht feig; ein Lobgesang macht lustig. Durch den Gesang redet der Leib der Seele zu: Sei gutes Muths, kleine Närrin! Siehe die Eilten auf dem Felde, sie säen nicht, sie spinnen nicht, Gott nährt sie doch; sind sie denn mehr wie du? — Ich sing', indem ich schreibe, und will, daß du singest, indem du liesest:

Was den Odem holet,  
Jauchze, preise, singe!  
Blick herauf und blicke nieder!  
Er ist Gott,  
Zebaoth!  
Er ist hoch zu loben,  
Hier und ewig droben!" —

Nun folgten einige Regeln der Lebensflugheit: „Wende dich an die Frau, wenn du an den Mann ein Gesuch hast. — Krieche nicht; denn du hast gesunde Füße. — Bete nicht an güldene Kälber der Erde:

Du bist ja ein Hauch aus Gott,  
Und aus seinem Geist geboren:  
Darum liege nicht im Koth;  
Bist du nicht zum Reich erforen?

„Sprichst du mit einem König, denke, du bist ein geistlicher König; sprichst du mit einem großen Gelehrten, du bist ein geistlicher Prophet, und mit dem Superintendenten in Kurland, du bist ein geistlicher Priester. — Dränge dich nicht nach oben oder zur Rechten; allein verrichte auch nicht Lakaiendienste.“

„Iß keine Rüben, wenn du zu Sr. Excellenz gehst, und lege deinem Magen ein Gebiß an den Mund, sonst sieht es aus, als ob du zum Essen kömmst. Schlucke nicht, und wenn's auch Wasser wäre, daß es aussieht, als wolltest du den Jordan austrinken. — Sich am Wein warm trinken, heißt menschlich werden. Wenn ich mir zuweilen ein Schälchen nehme, ist's mir, als ob ich Menschenliebe getrunken hätte.“ —

Es folgten darauf eine Reihe von Mahnungen für Geistliche, wobei meine Mutter offenbar an meinen zukünftigen Stand gedacht hatte:

„Ein Pastor, der keine gewaltige Stimme hat, muß nicht den Adler und den Löwen auf die Kanzel bringen; er wird schon Thiere für sein Stimmchen in der Bibel finden. Ich selbst habe einen Diskantisten über die Worte: Sieh, es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda, predigen gehört. Es giebt Diskant, es giebt Basspredigten. Ein Geistlicher muß Gedächtniß haben; wenn er auf der Kanzel Alles abliest, sieht's aus, als ob er die Predigt auf drei Viertel-

stunden geliehet hätte. Auch Gras muß ein Pastor wachsen hören.“ —

„Ein Geistlicher sprach, da er zum zweiten Theil überging, indem er die Kanzelsanduhr, welche mehr als andere Sanduhren ein Sinnbild unsers Lebens ist, umkehrte: Noch ein Gläschen, meine Geliebten! — und man nannte ihn, wie einen faulen Käse: »Bierbruder«. — Wenn du predigest, brich hervor wie ein Feuer, und dein Wort brenne wie ein Kirchenlicht — (ein Wachsstock ist nur eine Pfeife zu entzünden)! — Tröste den Bußfertigen, und laß über ihn aufgehen den Regenbogen mit seinen schönen Farben. Wenn dich eine Kälte im Ausdruck überfällt, wärme dich an ein paar Psalmen in der heiligen Schrift; und wenn böse Buben auf die Bibel lästern, denk daran, daß es Gottes Schulbuch sei, woraus groß und klein, arm und reich, vornehm und gering, alt und jung, unterrichtet werden sollen; und dann laß den Lästler ein Buch nennen, das so wie dieß zu diesem Zweck eingerichtet und für alle zusammen und für jeden einzelnen ist. Brauche die Bibel nicht als bloße Medicin, sondern — als täglich Brod!“

„Gott laß dich nie vor Narren zum Spott werden, noch deinen Rücken zur Brücke, worüber jeder geht. Wachse wie ein Palmbaum am Wasser, und dein Geruch sei süß vor dem Herrn, wie der Weihrauch im Studirstübchen deines Vaters. Er, der die Erde mit Schnee und Reis salzet, bereite dich zu seinem Knechte in seinem Weinberge: wenn aber das Salz dumm oder unkräftig wird, womit wird man salzen?“ —

„Die Herren Geistlichen holen oft zu weit aus und machen sich gern in jeder Predigt eine kleine Bewegung vom Paradiese aus und keuchen daher gemeinhin, wenn sie schließlich an die Herzen ihrer lieben Gemeinde anklopfen. Du nicht also, mein Sohn! Lerne es lieber, von der Leber

weg reden. Lerne deine Gemeinde so kennen, wie ein Gelehrter die Sprache, der bei jedem Worte das warum und darum weiß. Ein Pastor, der seine Gemeinde nicht kennt und sich nicht wie der gemeine Mann ausdrücken kann, ist ein Miethling. — Brauen und Backen geräth nicht immer. Allemal kann's nicht was Neues vom Jahr sein. Schneid an eine alte Predigt ein Zwiebelchen, lege Butter dazu, es ist eine frische Schüssel. Wenn es mit deiner Predigt nicht fort will, und von drei bis in die Dämmerung gefischt und nichts gefangen ist, laß Licht anzünden, und es wird dir auch ein Licht aufgehen. — Wenn du über'n Tod predigst, mache deine Predigten nie am Tage, sondern des Abends. Predigt du vom Lobe Gottes, steh Morgens um vier auf."

"Wenn gleich das Andenken deiner Trübsal verwächst, suche eine Narbe zu behalten, damit du an Gottes Hülfe denken und ihn in deinem Kämmerlein und in der Gemeinde des Herrn preisen könntest. — In deinen Predigten lehre Himmel und Hölle; sei nicht bloß Brenn-, sondern auch Bauholz. Halte dir selbst Wort, mein Lieber! so wirst du auch andern es halten."

"Findest du mühlsteinerne Herzen, verzweifle nicht — Gott kann dir aus Steinen Kinder erwecken. Rufe getrost! schone nicht! Lerne recht fürchterlich: wer da? schreien, wenn der Teufel herumgeht wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge."

"Wenn du betest, falte die Hände, denn dieß hilft auch die Gedanken zusammenhalten. Bist du betrübt, bete; bist du vergnügt, singe."

"Wenn du etwas mit Umschweif zu sagen hast, fang's an mit dem Worte: Kurzum, oder endlich; das befördert die Andacht." —

Und nun noch einige originelle Rathschläge meiner Mutter: „Sei mausfestill, wenn dich Jungens mit Koth bewerfen.“ —

„Halt dir ein Alltags- und ein Feierkleid; ein Mensch, der Sonntags nicht ein ander Kleid anlegt, ist auf dem Wege ein Freidenker zu werden.“ — „Verbürge dich nicht, bezahle lieber für den Dürftigen; so hast du einen freien Kopf und ein freies Herz.“ — „Wenn du Obst gegessen, nimm ein wenig Brod, ehe du trinkst. Man sagt, es sei Wahn, allein es hilft.“ — „Wenn du des Nachts reitest, nimm einen Schimmel; er dient dir zur Laterne.“ — „Neckereien machen gewiß, Erfahrungen Flug, Noth lehrt beten.“ — „Hüte dich vor Prozessen in Kurland. Gott weiß, wie es anderswo ist; aber am Ende heißt's überall wie Esaias im achtundzwanzigsten Kapitel im zehnten Verse zu lesen ist: gebent hin, gebent her, harre hie, harre da, hie ein wenig, da ein wenig.“ — „Sei gerecht gegen Jedermann; gieb auch, selbst wenn du geschwinde schreibst, dem U seinen Strich, dem J seinen Punkt. Ich habe kein U um das Seinige betrogen.“ — „Lebe dich auch mündlich abzuschlagen, was du nicht leisten kannst; schriftlich kann's jeder Narr.“ —

„Singe an deinem Geburtstage Neujahrslieder; sie haben was Tröstliches in sich.“ — „Pflanze keinen Baum, wo er ausgehen muß.“ — „Heirathe keine Mondsüchtige, wenn sie auch Superintendentens Tochter wäre.“ —

„Falsche Freunde sind Schwalben, die nur des Sommers da sind; Sonnenuhren, die nur brauchbar sind, so lange die Sonne scheint.“ — „Sieh die du liebst zuweilen schlafen, damit du nicht zu schwer trauerst um deinen Todten.“ — „Diese Welt ist nicht ein Klima für den Frommen. Geht's ihm gut, so hört er's auf zu sein; geht's ihm übel, so ringt er sich die Hände wund.“ — „Brauch' meinetwegen griechische,

hebräische, arabische, chaldäische, lateinische Worte in deiner Predigt; die vertragen sich; um des Himmels willen aber kein einziges französisches, das ist in einer deutschen Predigt wie Katz und Hund. Die französische Sprache ist die zweite Erbsünde. Es scheint überhaupt die französische Sprache nicht für den Himmel und den schmalen Weg eingerichtet zu sein."

"Wenn's geregnet hat, ist's in freier Luft am schönsten. Wenn der Regen gerade herunterfällt, ist er am fruchtbarsten; man könnte sagen, die Natur habe dann eine gute Geburt. So müssen auch deine Worte fallen. Kreise nicht, sprich gerade herunter." — "Ein junger Geistlicher mag seine Predigt blöd' anfangen, aber er muß sie dreist vollenden; dann hat er Alles, was ihn hört, wie eine Klette am Kleid." —

Zum Schluß standen noch die Worte: "Sei stark, mein Sohn, am inwendigen Menschen. Deine Seele sei wacker, dein Herz ohne Falsch, so wird auch der auswendige Mensch blühen und Früchte ansetzen. Die Seele ist der Gärtner, der Leib ist die Pflanze, die gezogen wird. — Ich habe dir in deiner Jugend angerathen, zuweilen das Skelett von den Butterblumen auf einmal wegzuhauen. Es stärkt die Lunge. So wird Gott, der gerechte Richter, die Welt weghauen! Ende gut, Alles gut!"

"Ich werde dir nicht erscheinen, mein Kind, wenn ich heingehe — es würde dir und mir beschwerlich sein; allein ich komme dir gewiß dort entgegen. Der Herr sei mit dir im Leben und wenn du leidest und wenn du stirbst. Amen, das heißt: Ja, ja, es soll also geschehen! Amen ist des lieben Gottes großes Siegel und der Frommen Zuversicht. Ich beschwöre dich beim Amen, daß du diese Regeln aufbehältst und sie befolgest und sie alle Vierteljahre liesest und vor der Lesung singst: O Gott, du frommer

Gott, und nach der Lesung: Groß ist, Herr, deine Güte. Amen!"

\* \* \*

Dies war der Abschied, den meine Mutter von mir schriftlich nahm. Lebe wohl, liebe, theure Mutter. Deine heilige Harfe soll mein Herz in eine heilige Ruhe spielen, wenn es ein trotzig oder verzagt Ding sein will, wenn es sich bäumt und wenn's sinkt. Bin ich bestimmt, sechs Tage meines Lebens Last und Hitze zu tragen, laß mich wenigstens am siebenten ruhen von dieser Arbeit und eine Seelen- und Leibeserlösung kosten. In diesem Sabbath soll dein heiliges Bild, liebe Mutter, vor meinen Augen schweben! Ich will dich im Geiste sehen und hören, wie du am heiligen Abend vor Weihnachten die Hirten des ganzen Kirchspiels vor das Pastorat versammeltest, und „Vom Himmel hoch, da komm' ich her 2c.“ anstimmen ließe; — wie du dieß arme Volk, das seiner thierischen Sommergesellschaft am Ende ähnlich wird, zu christlichen Schäfern verschönertest und in ihnen vor der ganzen Gemeinde ein Licht anzündetest, so daß Jedes, besonders zu Weihnachten, Achtung für den Hirten hatte, während er nach dem Laufe der Natur am wenigsten gibt. — Deine Lieblingswörter: hahn, stahn, lahn, sollen mir besser klingen, als die weichlichen Worte der schwelgenden Poesie. Dein Titel: Weib Lobesan, den du dir selbst beigelegt hast, ist mir köstlicher als alle Welttitel. Deine alten Worte: wohlgemuth, fürbaß und pflag und traun! und schier! bezeichnen mir die Einfalt der alten, der guldnen Zeit, da die Menschen Gottes Nachbarn vorstellten, ihm über'n Jaun in seinen Himmel sahen, vor ihm wandelten und fromm waren. Und wie sollt' ich diesen Kern gegen den Prunk unseres versilbert blechernen Jahrhundertts vertauschen? — Am Ende,

wenn mir die Gedanken vergehen, wie ein „Licht, das hin und her thut wancken, bis ihm die Flamm' gebricht“, soll der Tod mir ein sanfter Schlaf sein! —

Dies war ungefähr das Gefühl, auf Worte herabgesetzt, das in mir braunte, da jene Anrede von meiner Mutter zum erstenmal verlesen ward. Beim eigentlichen mündlichen Abschiede bezog sie sich auf die „schriftliche Haustafel“, wie sie's nannte. „Diese Hand“ — sie gab mir ihre Rechte, — „reich' ich dir nicht wieder, als in der Ewigkeit!“ — —

Von München nahm ich Abschied, wie der Sommer vom Frühlinge; man merkt's nicht. Zehnmal dachten wir, es sei das letzte Lebewohl; allein es kam noch ein Lebewohl — und dann noch eins, bis eins, ohne daß wir's beide wußten, das allerletzte war. Wir hatten schon vorher verabredet, daß nicht „Sie an Ihn“, sondern „Er an Sie“ den ersten Brief schreiben sollte. Dieser erste Brief sollte an den guten Benjamin, um aus der Noth eine Tugend zu machen, zur Beförderung gerichtet werden; und der Brief an Benjamin sollt' eine Einlage eines Briefs an den „alten Herrn“ sein. Wie sehr wir über diesen Plan gedacht, kann ich nicht beschreiben. Er ist das Resultat von vielen Stunden. In diesem ersten Briefe sollt' ich meiner lieben MINE den Weg zeigen, an mich zu schreiben; denn da noch nicht ausgemacht war, welcher Universität ich anvertraut werden sollte, so konnte der Plan füglich nicht anders eingerichtet werden.

Die ehrlichen Jungens, die tapfern Griechen, meine früheren Spielkameraden, hatten sich bei meiner Abreise versammelt, hielten sich gerade, Helm ragte vor, und alle sahen ihrem Könige nach, der avanciren und Student werden sollte.

